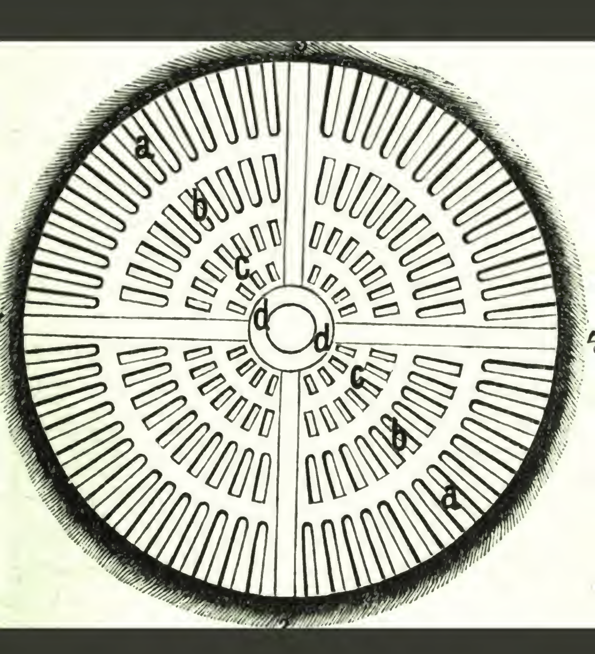
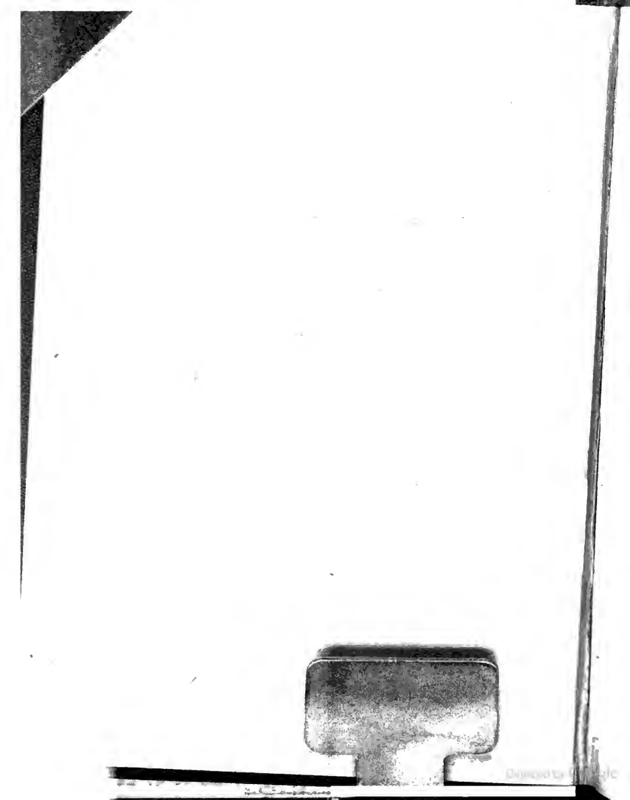
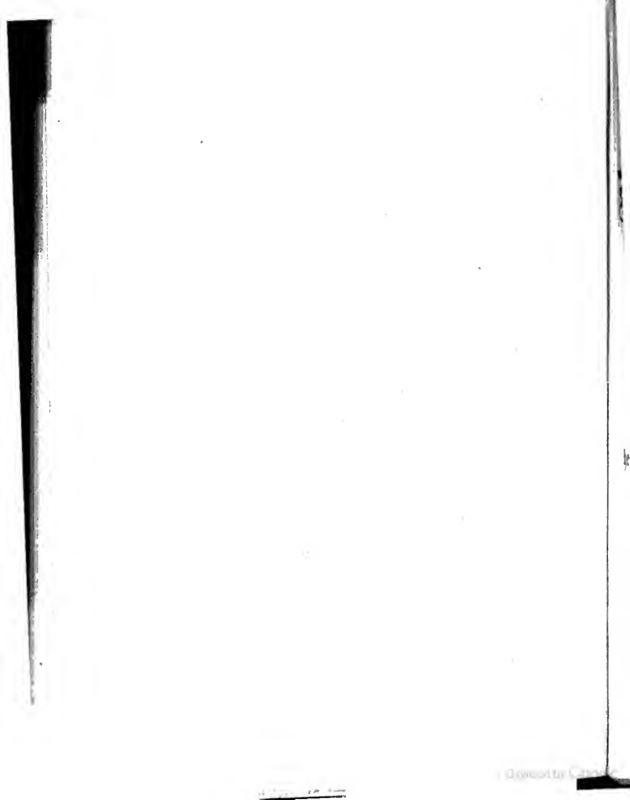


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens







Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1888.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

Seite

Verborgene Ketten.

Roman

von

Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung und Schluß.)

28. (Nachdruck verboten.)

Die beiden wichtigen Schriftstücke waren in je zwei gleichlautenden Exemplaren zur vollen Zufriedenheit des sie ernst prüfenden Hans vollendet. Schnorrig hatte schmunzelnd seine dreitausend Mark eingestrichen und war fortgeeilt, um sich, wie er erklärte, direkt nach dem Bahnhof zu begeben. Ein Exemplar von jedem Schriftstück verschloß Hans in ein großes Couvert, welches er versiegelte und statt mit einer Adresse mit den Worten versah: „Sofort nach meinem Tode Herrn Kriminalkommissär v. Höhnstädt zu übergeben. Hans, Freiherr v. Werder.“ — Die beiden anderen Exemplare steckte Hans in ein zweites, nicht verschlossenes und nicht beschriebenes Couvert.

Ein ganz eigenes Gefühl überkam ihn, als er mit den beiden Couverts in der Tasche seine Wohnung verließ, fast ein Gefühl der Freudigkeit und Zuversicht. Die ewige Unruhe, welche ihn seit Monaten gequält hatte, war ver-

schwunden, er fühlte sich so frisch und kräftig, wie seit langer Zeit nicht, und als er nun in der offenen Droschke saß und durch die Straßen der Großstadt fuhr, athmete er mit wahrem Wohlbehagen die scharfe, kalte Winterluft ein.

Vor dem Hause des Justizraths Wiedemann hielt die Droschke, Hans gab dem Kutscher den Befehl zu warten, dann stieg er leichtfüßig die Treppe in die Höhe, welche zum Bureau des Justizrathes führte.

Dieser war zu Hause und nahm den Besuch des ihm gemeldeten Freiherrn Hans v. Werder an. Er empfing diesen mit einem durchaus nicht freundlichen Gesicht. „Sie kommen, um mir die nach Paragraph sechs des Testamentes von Ihnen geforderte Erklärung abzugeben," sagte er in ganz geschäftsmäßigem Tone. „Ich erwartete Ihren Besuch. Ihr Herr Bruder war schon gestern Nachmittag hier und hat seine Erklärung rechtskräftig zu Protokoll abgegeben."

„Darf ich hören, wie diese Erklärung lautet?" fragte Hans.

„Ich habe keine Veranlassung, sie vor Ihnen geheim zu halten. Er verzichtet auf jeden Antheil an der Erbschaft."

„Die gleiche Erklärung wünsche auch ich abzugeben," sagte Hans.

Der Justizrath war, als Hans zu ihm in sein Arbeitszimmer geführt worden war, ruhig vor seinem Schreibtisch sitzen geblieben, er hatte sich zum Empfange des Besuches nicht erhoben, jetzt aber sprang er wie elektrisirt auf, er schob die Brille auf die Stirn und schaute mit

weit geöffneten Augen erstaunt den jungen Mann an, dessen ruhiges Wort ihn auf das Aeußerste überraschte. „Höre ich recht?“ fragte er. „Sie wollen verzichten? Die ganze Erbschaft soll Fräulein Gretchen Wander zufallen?“

„Dies ist meine Absicht.“

„Wissen Sie“ — der Justizrath stockte, dann fuhr er fort — „ich weiß kaum, ob ich ein Recht habe, Ihnen dies zu sagen, aber ich glaube, nicht dulden zu dürfen, daß Sie voreilig, ohne Kenntniß der Verhältnisse, eine Erklärung abgeben, welche Sie endgiltig Ihres Erbrechts beraubt. Wissen Sie, daß Fräulein Gretchen Wander sehr zweifelhaft darüber ist, ob sie die Bedingung eingehen soll, an welche ihre Erbberechtigung gebunden ist?“

„Sie ist nicht zweifelhaft. Sie hat mir selbst gesagt, daß sie sich niemals entschließen würde, mir ihre Hand zu geben. Sie würde diese Erklärung auch Ihnen abgeben, wenn ich ihr nicht heute durch die meinige zuvorkäme. Ich bitte Sie, Herr Justizrath, meine unwiderrufliche Erklärung zu Protokoll nehmen zu wollen, meine Zeit drängt.“

Das Geschäft war jetzt rasch beendet und von dem Justizrath begab sich Hans zum Grafen Strackwitz. Als er mit der Droschke vor dem Hause vorfuhr, sah er ihn am Fenster stehen; aber doch erklärte ihm der Diener, der ihm, nachdem er mehrmals geklingelt hatte, die Thür öffnete, der Herr Graf sei vor etwa einer Viertelstunde ausgegangen.

Strackwitz ließ sich verleugnen! Er hatte vom Fenster

aus den in der Droschke vorfahrenden Besucher erkannt, er wollte diesen also nicht empfangen.

Hans war durch diese Abweisung nicht überrascht, er hatte nichts Anderes erwartet. Er war ja verfehmt unter den Kameraden, Keiner von diesen durfte die alte Freundschaft mit ihm aufrecht erhalten, ohne sich selbst zu schaden, das wußte er; sein Stolz hätte es nicht geduldet, daß er sich irgend einem der früheren Freunde aufdrängte, heute aber mußte er diesen thörichten Stolz unterdrücken.

„Sie lügen, Friedrich!“ erwiederte er ruhig dem Diener. „Der Graf ist zu Hause, ich habe ihn am Fenster gesehen und ich muß ihn sprechen.“

Er wollte bei dem Diener vorübergehen, aber dieser stellte sich ihm in den Weg. „Ich darf Sie wirklich nicht herein lassen, Herr Baron,“ erklärte Friedrich nicht ohne Verlegenheit, aber doch sehr bestimmt. „Der Herr Graf haben ausdrücklich befohlen —“

„Daß Sie mich abweisen sollen, ich weiß es; aber ich muß ihn trotzdem sprechen und lasse mich nicht abweisen, selbst mit Gewalt nicht. Gehen Sie mir aus dem Wege, Friedrich! Ich wünsche keine Gewalt anzuwenden, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich sie anwende, wenn Sie nicht zurücktreten.“

Er griff mit der Hand in die Brusttasche des Rockes und zog den Revolver hervor. Erschreckt wich der Diener zurück, Hans ging an ihm vorüber und trat in das Zimmer seines früheren Freundes.

Graf Strackwitz stand noch immer am Fenster; er wendete sich schnell um, als Hans zu ihm in's Zimmer

trat, mit finsterem Blick schaute er den zudringlichen Besucher an. „Ich hätte nicht erwartet, daß Sie zu mir dringen würden trotz der Ablehnung, die Ihnen durch meinen Diener geworden sein muß. Ich bin für Sie nicht zu sprechen, Herr v. Werder.“ Er wendete sich nach diesen Worten wieder dem Fenster zu, aber Hans, der auf einen solchen Empfang vorbereitet war, ließ sich so leicht nicht abweisen, er trat zu dem Grafen und legte ihm die Hand leicht auf die Schulter.

„Sie müssen mich hören, Graf Strackwitz,“ sagte er mit ruhiger, klarer Stimme. „Von keinem meiner früheren Freunde habe ich ein Recht, dies zu verlangen; Sie aber müssen mich hören. Sie tragen die Schuld meines Unglücks! Nur durch Ihr Zureden habe ich mich an jenem unglückseligen Tage bewegen lassen, den Spielsalon des Grafen Panin zu betreten. Hätte ich nicht nachgegeben, dann würde ich heute nicht gezwungen sein, als ein Bittender zu Ihnen zu kommen. Sie tragen die Schuld, daß ich ausgestoßen bin aus der Gesellschaft, daß mein Lebensglück zerstört ist. Sie allein von allen meinen früheren Freunden haben also die Pflicht, mich zu hören, mir eine Bitte zu gewähren, die letzte, die ich an Sie stellen werde.“

„Was verlangen Sie von mir?“ fragte Graf Strackwitz mit tonloser Stimme.

„Ich fordere Ihren Beistand in dem Kampfe, zu dem Sie selbst mich gezwungen haben,“ antwortete ihm Hans. „Ich werde den Grafen Panin zur Rechenschaft ziehen, übermorgen werde ich ihm gegenüberstehen in dem Kampf,

in welchem er oder ich bleiben muß. Sie müssen mein Sekundant sein! Von Ihnen allein habe ich ein Recht, dies zu fordern, Sie allein dürfen mir sekundiren, ohne daß Ihnen irgend einer der Kameraden daraus einen Vorwurf machen kann, denn Sie allein können erklären, daß es für Sie eine Ehrenpflicht sei, dem Manne, der durch Sie in's Unglück gestürzt worden ist, den letzten Liebesdienst zu erweisen. Habe ich mich in Ihnen getäuscht? — Nein, ich weiß es — Sie werden mir die einzige Bitte, welche ich noch an Sie zu richten habe, nicht versagen!"

Graf Strackwitz befand sich in einer peinvollen Lage. Ein Duell zwischen Graf Panin und dem Baron Werder, den Beiden, über welche in der Gesellschaft der Stab gebrochen war, mußte ein furchtbares Aufsehen erregen, und er sollte der Sekundant des einen Entehrten sein! Aber diesen Einen hatte er früher für seinen besten Freund gehalten, er trug mit die Schuld an dessen Unglück! Sein Herz schlug noch immer warm für den früheren Freund, er konnte diesen in seiner höchsten Noth nicht im Stich lassen.

„Ich will Ihr Sekundant sein," sagte er nach kurzem Sinnen. „Ich leugne es Ihnen nicht, es wird mir schwer, sehr schwer, Ihren Wunsch zu erfüllen; aber es soll geschehen. Sagen Sie mir, welche Gründe haben Sie, um den Grafen Panin zu einem Duell fordern zu dürfen."

„Fragen Sie nicht, Graf Strackwitz," erwiederte Hans mit tiefem Ernst. „Lassen Sie diese Gründe ein Geheimniß bleiben für Sie und für alle Welt. Graf Panin

wird und muß das Gewicht meiner Gründe anerkennen, er wird es einsehen, daß Einer von uns Beiden aus dem Leben scheiden muß. Vielleicht wird ihm ein Duell, bei welchem er sein eigenes Leben in Gefahr bringt, nicht gerade wünschenswerth sein. Er ist ein zu jedem Verbrechen fähiger Schurke, und ich traue es ihm zu, daß er Mittel findet, um mich aus dem Wege zu räumen, ehe es zum Duell zwischen uns kommen kann. Ich habe deshalb Vorsorge getragen, daß er auch in diesem Falle der gerechten Strafe nicht entrinne. In diesem Brief, welchen ich Ihnen hiermit übergebe, befinden sich die Beweise seiner Schuld. Ich bitte Sie, diesen Brief dem Kriminalkommissär v. Höhnstädt zu übergeben, sobald Sie etwa heute oder morgen die Nachricht erhalten sollten, daß ich todt bin, auch wenn es heißt, daß ich mir selbst das Leben genommen habe. Wollen Sie mir diesen Dienst leisten?"

Kopfschüttelnd übernahm Strackwitz das versiegelte Schreiben. „Ich begreife nicht," sagte er, „daß Sie sich mit einem Menschen duelliren wollen, den Sie im Verdacht haben, er könne zum Meuchelmörder werden, ein solcher Schurke ist doch nicht satisfaktionsfähig!"

„Nicht für Sie, Graf Strackwitz, wohl aber für mich," erwiederte Hans traurig. „Glauben Sie mir, ich kann nicht anders. Mein verfehltes, zerstörtes Leben hat nur noch den einen Zweck, den Schurken zur Strafe zu ziehen. Leben Sie wohl! Ich fahre jetzt zum Grafen Panin, in einer Stunde bin ich wieder bei Ihnen, um mit Ihnen Rücksprache zu nehmen über das Nähere. Leben Sie wohl!

Ich danke Ihnen nicht, denn der Freundschaftsdienst, welchen Sie mir leisten, ist über jeden Dank durch Worte hoch erhaben."

Er schied. Graf Strackwitz blieb zurück mit schwerem Kopf und schwerem Herzen. —

Nach der Cäcilienstraße! — Graf Panin war zu Hause und allein, Charles, der dem Klingelnden die Flurthür öffnete, sagte es und bat Hans, in den Empfangssalon zu treten, wo er den Herrn Grafen finden werde, denn eine Anmeldung des Herrn Barons sei ja wohl nicht nothwendig.

Graf Panin saß mit einem Buch in der Hand, eine feine Havanna rauchend, im Schaukelstuhl. Ein Lächeln zuckte über sein finsteres Gesicht, als er Hans erkannte.

„Das ist ja ein unerwarteter Besuch!" sagte er. „Was verschafft mir die Ehre, Sie bei mir zu sehen, Herr Baron?"

„Eine letzte Auseinandersetzung, welche zwischen uns Beiden nothwendig ist; sie wird hoffentlich nicht zu lange Zeit erfordern," erwiederte Hans sehr ruhig, indem er sich einen Sessel nahm.

„Ich wüßte nicht, daß zwischen uns noch irgend eine Auseinandersetzung nöthig wäre. Ich denke, Sie anständig bezahlt und dadurch jeder Verpflichtung gegen Sie genügt zu haben."

„Vielleicht habe ich noch ungelöste Verpflichtungen gegen Sie! Wir werden uns bald darüber klar werden, sobald Sie zwei für Sie hochinteressante Schriftstücke gelesen haben werden, welche ich Ihnen mitbringe, sie

befinden sich hier in diesem nicht verschlossenen Couvert. Ehe ich sie Ihnen übergebe, habe ich noch eine kurze Vorbemerkung zu machen. Die Originale der Schriftstücke, diese hier sind nur Duplikate, befinden sich in einem versiegelten Couvert in sicherer Hand, sie werden sofort dem Herrn Kriminalkommissär v. Höhnstädt übergeben, sobald der Aufbewahrer der Schriftstücke erfährt, daß mich irgend ein plötzliches Unglück ereilt hat. Es könnte wohl geschehen, daß ich gezwungen würde, mir eine Kugel durch das Herz zu schießen, um einer Verhaftung und einem gerichtlichen Prozeß zu entgehen, ich bin darauf in jedem Augenblick vorbereitet; es wäre ebenso möglich, daß mich, wie meinen Bruder Ernst, der Messerstoß eines gedungenen Meuchelmörders träfe, jedenfalls gehen dann die beiden Schriftstücke sofort an den Herrn v. Höhnstädt zur weiteren Veranlassung."

Der Graf hatte ein heftiges Zusammenzucken nicht verbergen können, als Hans den Messerstoß des Meuchelmörders erwähnte; aber er faßte sich schnell und zornig rief er aus: „Was sollen diese thörichten, unsinnigen Andeutungen sagen?"

„Sie waren nothwendig, um Ihnen zu beweisen, daß es ein sehr großes Unglück für Sie sein würde, wenn jetzt mein Leben, sei es durch meine eigene, sei es durch fremde Hand, plötzlich geendet würde; Sie werden dies vollkommen erkennen, wenn Sie die beiden Schriftstücke aufmerksam lesen. Hier sind sie, sie stehen ganz zu Ihrer Disposition."

Panin ergriff hastig das Couvert, er zerriß es; als

jetzt sein Blick auf das erste Schriftstück, auf die ihm wohlbekannten Schriftzüge des Doktor Schnorrig fiel, schaute er erschreckt zu Hans auf. „Was ist das?“ rief er aus, „Schnorrig's Hand?“

„Lesen Sie!“ erwiederte Hans kurz.

Panin las, immer bleicher wurde während des Lesens sein Gesicht, die Hand, in welcher er das Papier hielt, zitterte merklich; er sprach kein Wort, auch als er mit Schnorrig's Bericht zu Ende war, warf er nur einen wilden, wüthenden Blick auf Hans, dann nahm er das zweite Schriftstück und las es mit Aufmerksamkeit. Jetzt war er fertig, er ließ die zitternde Hand sinken, im nächsten Moment aber raffte er sich auf und warf die beiden Schriftstücke weit von sich. „Was sollen diese wahnsinnigen Aufzeichnungen,“ schrie er mit vor Zorn bebender Stimme. „Wollen Sie durch dieselben Geld von mir erpressen?“

„Geld?“ fragte Hans höhnisch. „Welchen Werth kann wohl das elende Geld für einen Mann haben, der fest entschlossen ist, binnen vierundzwanzig Stunden seinem jammervollen, verfehlten Leben ein Ende zu machen!“

„Was aber verlangen Sie denn?“

„Ihr Leben! — Auge um Auge, Leben um Leben! — Ich will nicht sterben, ohne die Welt von dem Schurken befreit zu haben, der mir meine Ehre geraubt hat. Ich lasse Ihnen die Wahl, ob morgen schon die Originale dieser Schriftstücke dem Kriminalkommissär v. Höhnstädt übergeben werden sollen, oder ob Sie mir mit der Pistole in der Hand Genugthuung geben wollen.“

„Sie sind wahnsinnig! Durch diese Papiere klagen Sie sich selbst an der Wechselfälschung, der Theilnahme am falschen Spiel, ja fast des Mordes. Sie können mich durch dieselben nicht schrecken. Sie sind dem Zuchthaus verfallen, wenn Höhnstädt diese Bekenntnisse erhält!"

„Das Zuchthaus kann mich nicht schrecken, denn wenn Höhnstädt diese Papiere erhält, lebe ich nicht mehr. Durch meinen Tod habe ich die Wahrheit dessen bekräftigt, was ich hier niedergeschrieben habe, und Schnorrig, der beiläufig gesagt, jetzt schon in Sicherheit vor jeder Verfolgung ist, hat es meisterhaft verstanden, der Polizei den Weg zu zeigen, auf welchem sie die Beweise für jede gegen Sie gerichtete Anklage herbeischaffen kann, und meine Aufzeichnungen unterstützen die seinigen. Die Anklage gegen Sie muß mit der Verurtheilung zum Zuchthause enden! Wollen Sie dieser Anklage entgehen? Es gibt ein einziges Mittel für Sie, welches ich Ihnen in vielleicht übermäßiger Großmuth gewähre. Ein Kampf um das Leben mit mir. — Nur Einer von uns Beiden darf den Kampfplatz lebend verlassen, Sie oder ich. — Falle ich von Ihrer Kugel getroffen, dann ist mein höchster Wunsch erfüllt, ich habe mein ehrloses Leben durch den Tod gebüßt und bin nicht gezwungen, es durch Selbstmord zu beenden, Sie aber müssen die Stätte Ihrer Verbrechen verlassen, Sie müssen sich flüchten, um der Strafe zu entgehen. Tödte ich Sie, dann kann ich mit dem frohen Bewußtsein sterben, die Welt von einem Schurken befreit zu haben. Wählen Sie jetzt!"

Die unerschütterliche Ruhe, mit welcher Hans ohne

alle Erregung sprach, flößte dem Grafen ein nie gefühltes Entsetzen ein. Er sprang von seinem Schaukelstuhle auf, mit großen, ungleichen Schritten wandelte er in dem Saal auf und nieder. „Der Mensch ist wahnsinnig!" murmelte er. Nach langer Wanderung blieb er vor Hans stehen, der in seinen Sessel zurückgelehnt mit unzerstörbarer Ruhe seine Entscheidung erwartete.

„Versprechen Sie mir, daß Sie mir diese Papiere, die Abschriften und die Originale übergeben, wenn ich Ihren Wunsch erfülle?"

„Nein, aber ich verspreche Ihnen, daß sie vernichtet werden sollen, wenn in einem Duell Einer von uns Beiden übermorgen gefallen ist. Die Bedingungen des Duells werde ich festsetzen, Sie haben sich denselben zu unterwerfen?"

„Und welche Bedingungen stellen Sie?"

„Fünf Schritt Barrière! Nach dem Kommando: drei hat jeder Kämpfer das Recht zu schießen, wann er will, zu zielen, so lange er will. Wer geschossen hat, bleibt stehen, der Gegner hat das Recht bis zur Barrière vorzugehen, zu zielen und dann zu schießen. Durch das Loos wird bestimmt, ob mit Ihren oder mit meinen Pistolen geschossen wird."

„Das ist kein Duell mehr, das ist Mord!" sagte Panin schaudernd.

„Aber kein durch einen gedungenen Meuchelmörder mit dem Messer ausgeführter Mord! Es ist ein Kampf um das Leben. Entscheiden Sie sich, ich dulde keine Abweichung von den gestellten Bedingungen."



Wieder ging Panin lange im Zimmer auf und nieder. Er war sehr bleich, seine Lippen bebten, die dunklen Augen funkelten in einem fieberhaften Glanz.

„Nun, Herr Graf! Entscheiden Sie sich. Ich warte nicht länger!"

„Sie geben mir Ihr Wort, daß nach dem Duell die Papiere vernichtet werden?"

„Ich werde sie meinem Sekundanten übergeben und von diesem sein Ehrenwort fordern, daß er sie ungelesen vernichtet, wenn Sie in dem Duell keines der Ehrengesetze verletzt haben. Eine solche Vorsicht ist bei einem Gegner geboten, dem der Meuchelmord nichts Ungewohntes ist."

Ein giftiger Blick des Grafen war dessen einzige Antwort auf die Anschuldigung. „Ihr Wille soll geschehen. Ich füge mich Ihren Bedingungen!" sagte er dann nach einer kurzen Pause. „Wann und wo werden wir uns treffen?"

„Dies mögen unsere Sekundanten bestimmen, spätestens aber übermorgen früh. Wollen Sie mir den Namen Ihres Sekundanten nennen, damit der meinige, Graf Strackwitz, sich mit ihm in Verbindung setze."

„Herr v. Armin wird mir zur Seite stehen."

„Ich erwartete diesen Namen, ich weiß ja, daß Herr v. Armin einer Ihrer Sklaven ist, wie ich es war. Wir sind also jetzt einig. nur eine Bemerkung wollen Sie mir noch erlauben. Die Schriftstücke, welche dort am Boden liegen, mögen Sie behalten und sie zu Ihrem Vergnügen noch einmal vor der Vernichtung durchlesen. Sollte Ihnen vielleicht dabei der Gedanke kommen, daß es klug wäre,

dem etwas gefährlichen Duell oder der Anklage durch den Staatsanwalt sich durch die Flucht zu entziehen, dann werden Sie wohl thun, diesen Gedanken recht eingehend zu prüfen. Denn ich werde Ihre Flucht zu verhindern wissen und unfehlbar, sobald Sie nur den Versuch zu derselben machen, dafür sorgen, daß Sie sofort verhaftet werden. Nur durch das Duell können Sie sich vor dem Zuchthaus retten!"

„Besorgen Sie nichts," erwiederte der Graf mit einem bitteren, höhnischen Lachen. „Ich wünsche jetzt selbst nichts sehnlicher, als dies Duell. Es wird mir ein besonderes Vergnügen gewähren, Sie niederzuschießen."

29.

Erfrischt und erquickt erwachte Hans am späten Morgen aus dem tiefen, traumlosen Schlaf. Zum ersten Male seit Monaten hatte er nach dem Zubettgehen nicht Stunden lang sich ruhelos auf seinem Lager gewälzt, das Schreckgespenst einer furchtbaren Zukunft hatte ihm nicht den Schlummer geraubt, er war eingeschlafen, nachdem er sich kaum niedergelegt hatte, und kein wilder, böser Traum hatte ihn im Schlafen gequält. Er fühlte sich jetzt beim Erwachen so frisch und lebensmuthig, wie jemals in früherer besserer Zeit.

„Seltsam!" sagte er sich selbst. „Mir ist zu Muthe, als liege vor mir ein ganzes langes Leben voll Freude und Lust, und doch sind es nur noch kurze vierundzwanzig Stunden, ein einziger Tag! Und dann? Es lohnt nicht, darüber nachzudenken, sich die letzten Lebensstunden durch

trübe Gedanken zu verkümmern! Wir wollen sie verwenden, um wenigstens den Lebensabschluß würdig zu gestalten."

Er war aufgestanden, hatte sich angekleidet und war an das Fenster getreten, dessen einen Flügel er öffnete, die frische, kalte Luft, die ihm entgegenströmte, that ihm wohl, er freute sich des klaren sonnigen Wintermorgens. „Wenn es doch morgen auch ein so herrliches Winterwetter gäbe! Nur kein trübes, trauriges Nebelwetter, welches sich erdrückend auf das Herz legt, wie damals im Stadtpark!"

Er schloß das Fenster und ging nach dem Wohnzimmer, in diesem fand er schon das Frühstück angerichtet; in den letzten Tagen hatte er es meist unangerührt stehen lassen; heute aber duftete ihm der Kaffee so appetitlich entgegen, daß er mit wahrer Lust sich an den Frühstückstisch setzte; dem Burschen, der ihm so sorglich das gute Frühstück vorbereitet hatte, sagte er dafür, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, ein freundliches Dankeswort, dann befahl er ihm, nach der Herrenstraße Nro 18 zu gehen und dort auf dem Hof drei Treppen hoch bei Frau Inspektor Wander sich zu erkundigen, wie sich der Herr Maler Werder befinde. „Armer Ernst!" dachte er, als der Bursche ihn verlassen hatte. „Ich hoffe, daß der Stoß des Mordbuben Dich nicht zu schwer getroffen habe; jedenfalls soll dieser Messerstoß zurückprallen auf den Anstifter des Mordes! Es ist doch ein seltsames Verhängniß, daß Panin selbst mir die Waffe, die ihn tödtlich treffen soll, in die Hand gedrückt hat."

Der Bursche kehrte zurück; die günstigen Nachrichten, welche er brachte, trugen dazu bei, die fast heitere Stimmung, in welcher sich Hans befand, noch zu erhöhen. Eine junge schöne, blonde Dame hatte dem Burschen in der Herrenstraße die Thür geöffnet, sie war zuerst heftig erschrocken, als sie gehört hatte, der Herr Baron v. Werder lasse sich nach dem Befinden des Herrn Maler Werder erkundigen, aber schnell hatte sie sich beruhigt und eine zweite, noch schönere junge Dame herbeigerufen, die hatte dann erzählt, der Herr Werder befinde sich viel, viel besser, er sei aus einer langen Ohnmacht wieder erwacht; der Arzt, der ihn schon am frühen Morgen besucht, habe erklärt, es sei keine Gefahr für das Leben vorhanden; nur der größten Ruhe und der sorgsamsten Pflege bedürfe der Verwundete, er dürfe keine Besuche annehmen und vorläufig gar nicht sprechen. Erfülle er die ärztlichen Anordnungen, dann werde er in kürzester Zeit völlig wiederhergestellt werden. Die schöne junge Dame mit den schwarzen Locken hatte dann noch dem Burschen einen Gruß an den Herrn Baron v. Werder aufgetragen.

Hertha v. Ragnow war die schwarzlockige, schöne Dame! Hans konnte daran nicht zweifeln. Sie hatte mit Gretchen die Pflege des Verwundeten übernommen! Hans wurde durch diese Nachricht nicht überrascht, er wußte ja durch Schnorrig, daß die Eifersucht, welche Graf Panin gegen Ernst fühlte, die Ursache zu dem mörderischen Ueberfall gewesen war. Hertha liebte Ernst, sie war an sein Krankenlager geeilt und verpflegte ihn! Vor wenigen Tagen noch würde diese Nachricht Hans mit



tiefer Bitterkeit gegen den bevorzugten Bruder erfüllt haben, heute erregte sie ihm ein Gefühl freudiger Befriedigung. Er empfand gar keinen Neid gegen den Glücklichen! Er dachte an den alten Vater, auch gegen diesen war der Haß aus seinem Herzen geschwunden. Vielleicht gelang es der liebreizenden Schwiegertochter, den Vater mit Ernst zu versöhnen, dann hatte der alte Mann doch einen schönen Trost für den Schmerz, den der älteste Sohn ihm bereitet hatte.

Es war elf Uhr geworden. Graf Strackwitz kam. Sein bleiches, verstörtes Gesicht bewies, daß er nicht eine so erquickende Nacht verbracht hatte, wie Hans. Er hatte seit gestern Nachmittag in einer fieberhaften Unruhe gelebt. Als ihm Hans gestern nach dem Besuche beim Grafen Panin mitgetheilt hatte, auf welche Bedingungen hin das Duell ausgekämpft werden sollte, war Strackwitz ganz außer sich vor Entsetzen gewesen, er hatte sich anfangs geweigert, über eine so fürchterliche Forderung mit dem Herrn v. Armin, dem Sekundanten Panin's, zu verhandeln, aber hatte sich doch endlich dem starren Willen, den Hans zeigte, gebeugt. Die Furcht, er könne in den Verdacht kommen, daß er sich vor der gesetzlichen Strafe fürchte, welche die Sekundanten bei einem solchen mörderischen Duell treffen mußte, hatte ihn zur Nachgiebigkeit bewegt, und diese Furcht vor dem Verdacht der Furcht bewegte ihn auch jetzt noch, seinem Worte treu zu bleiben, obgleich er während der langen schlaflosen Nacht oft daran gedacht hatte, im letzten Augenblick sein Wort zurückzuziehen.

Er hatte am frühen Morgen Herrn v. Armin aufgesucht und mit diesem eine lange Unterredung gehabt. Er hatte in Armin eine gleichgestimmte Seele gefunden. Der gutmüthige Mann war nicht weniger entsetzt als Strackwitz über die fürchterlichen Bedingungen des Duells. Nur fünf Schritt Barrière, mit der Freiheit für beide Kämpfer, zu zielen und nach dem Kommando beliebig zu schießen. Bei so kurzer Entfernung mußte selbst ein ungeübter Schütze sicher seinen Mann treffen, Panin aber und auch Hans v. Werder waren Beide bekannt wegen ihrer Sicherheit im Pistolenschießen! Einer von den Beiden mußte auf dem Kampfplatz bleiben! Wer von ihnen zuerst schoß, der war ohne Zweifel der Sieger! Armin hatte tief seufzend erklärt, Graf Panin acceptire alle vom Freiherrn v. Werder gestellten Bedingungen, aber er hatte Strackwitz dringend gebeten, ja angefleht, er möge seinen ganzen Einfluß auf seinen Freund geltend machen, um aus fünf Schritten Barrière fünfzehn Schritt, oder wenigstens zehn Schritte zu machen; Strackwitz hatte versprochen, den Versuch zu machen, um von Werder mildere Bedingungen zu erzielen, als er jetzt aber diesem Versprechen nachzukommen suchte, fand er einen eisernen, unüberwindlichen Widerstand.

„Das Duell hätte gar keinen Zweck," erklärte Hans mit ernster, unerschütterlicher Ruhe, „wenn es nicht die Sicherheit böte, daß Einer von uns Beiden, er oder ich, bei demselben bleibt. Ich bin entschlossen, die Welt von diesem Schurken zu befreien, entweder, indem ich ihn mit meiner Kugel niederstrecke oder indem ich getroffen von

der seinigen falle, so daß er durch meinen Tod gezwungen wird, auf Nimmerwiederkehr zu fliehen. Nichts kann mich in der Ausführung dieses Vorsatzes erschüttern; um ihn ausführen zu können, habe ich Panin zur Annahme des Duells bewegt durch das Versprechen, daß die Papiere, welche ich Ihnen im geschlossenen Couvert übergeben habe, und die eine Darstellung seiner ganzen Nichtswürdigkeit enthalten, vernichtet werden sollen, wenn ich im Duell falle, vorausgesetzt, daß Panin in diesem alle Gesetze der Ehre erfüllt. Auch dem Schurken will ich Wort halten, und ich fordere deshalb von Ihnen das Versprechen, daß Sie mein Wort erfüllen und Panin die Papiere übergeben, wenn ich morgen fallen sollte. Aber ich hege eine geheime Hoffnung," fügte Hans mit einem eigenartigen Lächeln hinzu, „daß Panin, der seines Schusses sicher ist, schießen wird, ehe das Kommando ertönt ist. Geschieht dies, dann sind Sie Ihres Wortes entbunden, dann überliefern Sie das Couvert mit den Papieren an den Kriminalkommissär v. Höhnstädt. Wollen Sie mir dies auf Ihr Ehrenwort versprechen?"

„Ich verspreche es Ihnen, ich kann Ihnen ja nichts abschlagen! Aber ich begreife Sie nicht. Wie können Sie sich nur mit einem Schurken duelliren, den Sie selbst des gemeinen Mordes für fähig halten?"

„Eben deshalb thue ich es! Ich hoffe, daß seine Kugel mir Schwereres ersparen wird."

„Sie sind entsetzlich! Mir graut vor Ihnen!"

„Nein, Strackwitz, nicht mit Grauen, mit Wehmuth sollen Sie meiner gedenken," sagte Hans freundlich und

bot dem Grafen die Hand, die dieser ergriff und kräftig drückte.

„Und nun," fuhr Hans fort, „lassen Sie uns noch einmal in Ruhe alle die Einzelheiten für morgen besprechen. Wir dürfen nichts vergessen, damit uns Niemand den Vorwurf machen könne, von unserer Seite sei gefehlt worden."

Die nöthigen Verabredungen waren bald getroffen, Graf Strackwitz hatte ja alles Erforderliche bereits mit Herrn v. Armin besprochen, der nicht zum ersten Male in einem Pistolenduell sekundirte. Zum Kampfplatz war eine Waldblöße in dem etwa eine Stunde von der Stadt entfernten Gehölz gewählt, ein Platz, der schon eine traurige Berühmtheit erlangt hatte durch ein Duell mit tödtlichem Ausgang, welches vor einigen Jahren dort stattgefunden hatte. Ein hoher Staatsbeamter war von einem hochadeligen Herrn erschossen worden, ein unter einer mächtigen Eiche stehendes Kreuz bezeichnete die Stelle, an welcher der Präsident seinen jähen Tod gefunden hatte. An diesem Kreuze sollten sich die Kämpfer am folgenden Morgen Punkt zehn Uhr treffen. Graf Panin würde begleitet von seinem Sekundanten, Herrn v. Armin, kommen, er sollte seine Pistolen mitbringen, ebenso Hans die seinigen. In einem zweiten Wagen sollte Hans und Graf Strackwitz nach dem Gehölz fahren, in einem dritten der Major v. Brandes, der das Amt des Unparteiischen übernommen hatte, und ein mit Verbandzeug und chirurgischen Instrumenten versehener junger Arzt, dessen Beistand sich Strackwitz gesichert hatte. Um unliebsamen

Störungen durch den in der Nähe des Kampfplatzes wohnenden Förster vorzubeugen, der schon mehrere Pistolenduelle auf dem berühmten Platz durch sein plötzliches Erscheinen vereitelt hatte, sollten die Wagen nicht bei der Försterei vorbeifahren, sondern einen anderen, etwas weiteren Weg, an dem Schifffahrtskanal entlang, nehmen, sie konnten dann von der Straße am Kanal, in einen breiten Waldweg abbiegend, bis ganz in die Nähe des steinernen Kreuzes gelangen, ohne vom Forsthaus aus beobachtet werden zu können.

Hans besprach mit Strackwitz alle diese und andere Einzelheiten so ruhig und fast heiter, als handle es sich nicht um einen Kampf um das Leben, sondern um eine Vergnügungspartie. Als Strackwitz ihn mit dem Versprechen verließ, ihn morgen früh pünktlich halb neun Uhr mit dem Schlitten abzuholen, drückte er noch einmal zum Abschiede dem Freunde herzlich die Hand, dessen Einladung, den Abend mit ihm gemeinsam zu verleben, lehnte er dankend ab. „Ich will Ihre Freundschaft nicht mißbrauchen," sagte er. „Man wird Ihnen ohnehin Vorwürfe darüber machen, daß Sie dem geächteten früheren Freunde in seiner schwersten Stunde treu zur Seite stehen, man soll Ihnen wenigstens nicht vorwerfen, daß Sie vertrauter mit ihm zusammengekommen sind, als zu diesem einen Zweck unumgänglich nothwendig war. Adieu bis morgen früh, bis Sie mich zu meiner letzten Fahrt begleiten."

„Sie werden siegen!" erwiederte Strackwitz mit bebender Lippe.

„Ich hoffe es; aber gleichviel, ob ich siege oder besiegt werde, es wird doch meine letzte Fahrt sein!“

Sie schieden. Hans setzte sich an den Schreibtisch. Eine Zeit lang stützte er sinnend das Haupt auf die Hand, dann aber ergriff er die Feder und mit fliegender Hast schrieb er einen Brief — an seinen Vater. Er fühlte das Herzensbedürfniß, Abschied zu nehmen von ihm, konnte er es nicht von Mund zu Mund, so doch durch ein herzliches geschriebenes Wort. Er bekannte reuig seine Schuld; nicht in allen ihren Einzelheiten, weshalb hätte er dem alten, stolzen Mann den tiefen Kummer bereiten sollen, den er fühlen mußte, wenn er ein Mitwisser der schmachvollen Vergangenheit seines Sohnes wurde? Es genügte, daß Hans ihm offen eingestand, er fühle, daß er nicht mehr das Recht habe, die Liebe und die Verzeihung des Vaters zu fordern, so lange er lebe; aber er bat den Vater, ihm nicht zu zürnen über den Tod hinaus. Aber nicht nur für sich bat er, auch für Ernst. Er flehte den Vater an, Ernst zu verzeihen, sich zu versöhnen mit dem einzigen Sohn, der ihm bleibe.

Er hatte den Brief vollendet, eine Thräne trat ihm in das Auge, als er ihn noch einmal überlas; aber unwillig zerdrückte er dieselbe. „Jetzt ist es nicht mehr Zeit, sich der Rührung hinzugeben,“ flüsterte er, den Brief schließend. „Mit diesem Briefe habe ich dem Herzensbedürfniß Genüge geleistet, die wenigen Stunden, welche ich fortan noch zu leben habe, gehören der Vorbereitung zur Strafe des Schurken.“

Er holte seinen Pistolenkasten; mit Stolz und Freude

beschaute er die beiden vortrefflichen Waffen. Er hatte schon viel mit ihnen geschossen und manche hohe Wette durch seine Geschicklichkeit, durch sein scharfes Auge und seine sichere Hand gewonnen. „Ihr werdet mich morgen nicht verlassen, und ich weiß es, meine Hand wird so fest sein, wie sie es je beim Scheibenschießen gewesen ist; aber der Sicherheit wegen will ich euch noch prüfen, ob ihr so zuverlässig seid, wie früher."

Mit dem Pistolenkasten unter dem Arm verließ er sein Zimmer, den Burschen, der ihm den Kasten abnehmen wollte, wies er zurück, er könne ihn selbst bis zur nächsten Droschke tragen; aber er nahm keine Droschke, der Weg nach dem Schießstand, auf welchem er früher häufig sich mit dem Schießen nach der Scheibe vergnügt hatte, war nicht weit.

Als er eben das Haus erreicht hatte, in welchem der Besitzer des Pistolenschießstandes wohnte, trat aus der Thür Graf Panin, dem sein Diener Charles mit einem Pistolenkasten unter dem Arm auf dem Fuße folgte.

Mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen begrüßte Hans den Grafen und redete ihn an: „Ich bin zu dem gleichen Zwecke hier, wie Sie, Herr Graf. Ich stelle Ihnen mit Vergnügen auch meine Pistolen zur Disposition, wenn Sie mit diesen sich einschießen wollen. Es wäre doch möglich, daß das Loos mich begünstigte."

„Ich bedarf des Einschießens nicht," erwiederte der Graf mit einem verächtlichen Achselzucken. „Ich werde Sie niederschießen mit Ihren eigenen oder mit meinen Pistolen."

Er sprach sehr stolz und sicher, ob er sich aber wirk-

lich ebenso sicher fühlte? Jedenfalls hatte er es nicht für unnöthig gehalten, sich mit seinen eigenen Pistolen einzuschießen. Zwei Stunden hatte er dazu verbraucht, dies erfuhr Hans durch Herrn Wolter, den Besitzer des Schießstandes.

In der Winterschießbahn ließ sich Hans die kleine Scheibe aufstellen und zwar, zur Verwunderung des Herrn Wolter, gerade wie Graf Panin, in einer Entfernung von fünfzehn möglichst weit bemessenen Riesenschritten, und nun begann er eine merkwürdige Schießübung, die seltsamer Weise wieder genau mit derjenigen Uebung übereinstimmte, welche Graf Panin soeben beendet hatte. Herr Wolter mußte laut zählen: eins — zwei — drei! — Bei dem Kommando drei erhob Hans blitzschnell die Pistole und schoß ohne zu zielen.

„Ausgezeichnet!" schrie Herr Wolter voll Bewunderung. „Das Centrum beim ersten Schuß! Graf Panin hat zwanzig Schüsse verknallt, ehe er es getroffen hat."

„Aber er hat es getroffen?"

„Ja, anfangs ging es nicht recht, aber nach und nach ging es besser; zuletzt hat er unter drei Schüssen zweimal Centrum geschossen; aber er hat auch zwei volle Stunden geübt!"

So langer Zeit bedurfte Hans nicht. Er wechselte mit den beiden Pistolen ab, aber welche er auch nehmen mochte, es war gleichgiltig, ein jeder Schuß traf. Nach einer Viertelstunde schon konnte Hans die Schießübung einstellen, er hatte sich überzeugt, daß sein Auge so scharf und seine Hand so fest war, wie jemals früher.

Er kehrte nach seiner Wohnung zurück. Hier verbrachte er den Abend allein. Er schrieb noch drei Briefe, einen an Strackwitz, dem er in einigen Worten für den letzten Freundschaftsdienst dankte, einen an Ernst, von welchem er mit brüderlicher Herzlichkeit Abschied nahm und den er bat, seinen Nachlaß zu ordnen, und einen letzten an seinen Regimentskommandeur, den er recht eindringlich bat, sein wichtiges Fürwort einzulegen für eine Begnadigung des Grafen Strackwitz, wenn dieser für die Erfüllung seines Liebesdienstes zu einer Festungsstrafe verurtheilt werden sollte.

Es war noch zu früh, um sich zur Ruhe zu legen. Hans setzte sich auf das Sopha und nahm ein Buch. Wie oft hatte er in den letzten Wochen versucht, sich durch Lesen zu zerstreuen, es war ihm nie gelungen; seine Gedanken waren stets wild auseinander geflattert; heute aber konnte er zum ersten Male wieder mit vollem Interesse lesen, sich in den Inhalt des Werkes vertiefen.

So verflog ihm der Abend schnell, und als er gegen elf Uhr sich zur Ruhe legte, versank er bald in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Es war sieben Uhr Morgens, als Hans erwachte. Eine und eine halbe Stunde hatte er noch Zeit, bis Strackwitz ihn abholte, er konnte in aller Gemächlichkeit frühstücken. Das that er. Der Kaffee und die Cigarre dazu schmeckten ihm vortrefflich, nie hatte er sich wohler, nie behaglicher gefühlt, als bei diesem Frühstück, und doch war es das letzte! Er sah nach der Uhr und berechnete, wie viele Stunden er wohl noch zu leben habe. Höchstens

drei Stunden! Er fühlte kein Bangen bei diesem Gedanken, hatte er doch längst mit dem Leben abgeschlossen, jetzt erschien es ihm ganz naturgemäß, daß nun endlich der wirkliche, thatsächliche Abschluß erfolgen müsse.

Er kleidete sich an. Heute wollte er nichts von dem Civilrock wissen. Noch war er ja Offizier, noch hatte er das Recht, die Uniform zu tragen, wenn auch der Oberst den Wunsch, ja den Befehl ausgesprochen hatte, daß er bis zur Erledigung seines Abschiedsgesuches nicht mehr in Uniform ausgehe. Heute an seinem letzten Lebenstage durfte sich Hans wohl einen Ungehorsam erlauben, er sühnte ihn ja durch seinen Tod, der die Erledigung des Abschiedsgesuches unnöthig machte. Mit peinlicher Aufmerksamkeit betrachtete er sich im Spiegel, nie hatte er eine größere Sorgfalt auf den Anzug verwendet, als heute.

Jetzt war er fertig, er war mit sich zufrieden, sein Spiegelbild zeigte ihm wieder den stattlichen Garde-Offizier. Und eben hörte er von der Straße her das Geläut eines schnell nahenden Schlittens. Er nahm aus dem Schreibtisch den Revolver, lächelnd betrachtete er ihn. „Du mußt mich begleiten, alter Freund!“ sagte er. „Vielleicht werde ich Deiner nicht bedürfen, aber Panin's Kugel könnte doch fehlen!“

Der Schlitten hielt vor dem Haus, Hans öffnete das Fenster und rief hinunter, daß er komme, dann warf er sich selbst den Mantel um und verbarg unter diesem den Pistolenkasten, dann erst rief er seinen Burschen. Mit einigen freundlichen Worten nahm er von diesem Abschied, er schenkte dem ihn ganz verblüfft Anstarrenden einen

Hundertmarkschein, dann eilte er schnell fort, er wollte kein Wort des Dankes hören.

Es war eine herrliche Fahrt, zuerst durch die Straßen der Stadt, dann am Kanal entlang, dann durch den Wald. Die Sonne schien so hell und klar, das Schlittengeläute ertönte so lustig, der Schlitten glitt so angenehm leicht über den festgefrorenen Schnee der köstlichen Bahn fort. Es war nicht kalt, gerade nur kühl genug, um die Schlittenfahrt recht angenehm zu machen.

Mit wahrer Lust schaute Hans hinaus auf die mit der blendend weißen, im Sonnenlicht glänzenden Schneedecke geschmückten Felder und Wiesen, auf die prächtigen Bäume, deren Aeste und Zweige bis zu den zartesten äußersten Spitzen hin dicht eingehüllt waren in den weißen Reif, dessen feine Krystalle im Sonnenlicht wie Millionen von Diamanten funkelten.

Hans wollte seiner freudig gehobenen Stimmung durch ein heiteres Gespräch Ausdruck geben, aber seine Worte fanden keinen Widerhall bei Stradwitz, der bleich und hohläugig, in trübselige Gedanken versunken neben ihm im Schlitten saß. Stradwitz war so tief von dem Ernst der Situation durchdrungen, daß er gar keinen Sinn für ein heiteres Wort hatte, daß er sich sogar verletzt fühlte durch die Sorglosigkeit, welche sein Freund zeigte. „Ich vermag Sie nicht zu begreifen," sagte er. „Sie sind so ungezwungen lustig, als führen wir zu einer Vergnügungspartie! Mir aber ist zu Muthe wie am Vorabende einer Schlacht. Denken Sie denn gar nicht daran, daß die nächste Stunde Ihre letzte sein kann?"

„Das hoffe ich ja eben und gerade deshalb bin ich so heiter!“ erwiederte Hans.

Strackwitz fuhr schaudernd zusammen, er antwortete nicht, schweigend wurde die letzte Strecke der Fahrt zurückgelegt. —

Der Schlitten hielt da, wo von dem breiten Waldwege ein schmaler wenig betretener Fußweg sich abzweigt, an derselben Stelle hielten schon zwei andere Schlitten. Graf Panin und sein Sekundant, sowie der Unparteiische und der Arzt waren noch pünktlicher gewesen, als Hans und Strackwitz, sie befanden sich schon, wie die frischen Fußspuren im Schnee auf dem engen Pfade zeigten, auf dem verabredeten Kampfplatz, obgleich nach der Uhr noch mehr als zehn Minuten an der zehnten Stunde fehlten.

Schnellen Schrittes eilten Hans und Strackwitz durch den Wald, in kaum zwei Minuten hatten sie die Lichtung erreicht, auf welcher neben dem großen steinernen Kreuz bereits vier Herren in eifriger Unterhaltung begriffen standen. Sie wurden von diesen in ernster, förmlicher Weise begrüßt, einer derselben, der Major v. Brandes, kam ihnen, als sie aus dem Gebüsch traten, um einige Schritte entgegen, und sich zu Hans wendend sagte er: „Es ist eine überaus traurige Veranlassung, die uns hier zusammenführt, Herr Baron; noch aber gebe ich die Hoffnung nicht auf, einen Streit zwischen früheren Freunden auszugleichen, ohne daß die tödtliche Waffe entscheide. In dieser Hoffnung habe ich der Bitte meines Freundes, des Herrn v. Armin und des Herrn Grafen Strackwitz nachgegeben, als unparteiischer Zeuge hier zu

fungiren, da ich als solcher das Recht habe, die beiden Herren zur Versöhnung zu mahnen. Ich kann Ihnen zu meiner Freude sagen, Herr Baron, daß Graf Panin gern zu jedem freundlichen Ausgleiche bereit sein wird, wenn auch Sie geneigt sind, zu demselben die Hand zu bieten."

„Wirklich?" fragte Hans spöttisch. „Das ist ja höchst anerkennenswerth und höchst liebenswürdig! Auch ich bin nicht unversöhnlich, da mein Bruder Ernst nur schwer verwundet, aber nicht ermordet worden ist. Ich bin bereit, meine Forderung zurückzuziehen, selbstverständlich aber wird in diesem Falle ein gewisser, dem Herrn Grafen Panin bekannter Brief binnen einer Stunde an seine Adresse befördert werden, darauf gebe ich mein Ehrenwort. Der Herr Graf möge nun selbst das Weitere bestimmen, ich füge mich."

Ein Blick voll tödtlichen Hasses traf Hans. „Jedes weitere Wort ist überflüssig!" rief Graf Panin. „Ich verbitte mir jeden ferneren Vermittlungsversuch."

„Durchaus einverstanden!" fügte auch Hans, sich leicht gegen den Major v. Brandes verbeugend, hinzu.

Der Major zog sich zurück. Hier war keine Vermittelung, keine Aussöhnung möglich, diesem Zweikampf lag eine geheimnißvolle Ursache zu Grunde, die er nicht zu enträthseln vermochte. Das Duell mußte vor sich gehen, die Vorbereitungen zu demselben wurden getroffen.

Eine Stelle auf der kleinen Waldlichtung wurde ausgesucht, eine Stelle, die keinem der beiden Gegner einen besonderen Vortheil bot, auf der Beide gleichmäßig gegen

das blendende Sonnenlicht geschützt waren. Nicht mit Schritten, mit weiten Sprüngen wurden die fünf Schritt ausgemessen, als Barrière dienten zwei Steine, von jedem der Steine aus wurden wieder fünf gewaltige Schritte in der gleichen Weise ausgemessen und dadurch die Aufstellung der beiden Gegner bezeichnet. Hans mußte unwillkürlich lächeln, als er das Bemühen sah, die Entfernung möglichst zu vergrößern, genau in derselben Weise hatte er gestern bei seiner Schießübung die Schritte abgemessen.

Durch das Loos sollte bestimmt werden, ob die von Panin oder die von Hans mitgebrachten Pistolen als Waffe zu dienen hatten, das von der Hand des Unparteiischen, des Major v. Brandes, gezogene Loos entschied für Hans.

Die Kämpfer standen sich gegenüber! Wie wunderbar verschieden waren sie! Da stand Graf Panin mit einem bleichen, verstörten Gesicht, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, sie schauten funkelnd mit einem Blick voll wilden Hasses nach dem Gegner, er hatte sich so gestellt, daß er vorsichtig dem Schusse die möglichst geringe Fläche darbot, während Hans, der gar keine Rücksicht auf seine Stellung genommen hatte, ganz frei und ungezwungen dastand. So stattlich wie an diesem Tage — so hat Graf Strackwitz später erzählt — so frisch und jugendkräftig habe er Hans nie gesehen! Ein freudiges Lächeln umspielte seine Lippen, noch einmal schaute sich Hans mit leuchtendem Blick um, so, als wolle er noch einmal den Eindruck der im glänzenden Sonnenschein prangenden Schneelandschaft in sich aufnehmen, dann richtete er sein Auge auf den

Gegner, nicht zürnend, nicht mit Haß, aber mit scharf gespannter Aufmerksamkeit.

Das Kommando ertönte: Eins — Zwei — und — Drei! —

Mit gesenkter Waffe standen die Kämpfer sich gegenüber, noch aber war das Kommando Drei nicht verhallt, da erhob schon Panin die Pistole, Hans sah es, mit Blitzesschnelle flog auch seine Pistole in die Höhe — ein Knall — die Zeugen meinten, es sei nur ein einziger gewesen, nur eine Pistole sei losgeschossen worden, da aber sahen sie mit entsetztem Auge, daß beide Kämpfer wankten. Graf Panin drehte sich plötzlich wie schwindelnd, dann stürzte er vorn über; auch Hans wankte, aber er erhielt sich aufrecht, bis Strackwitz ihm beisprang. „Er hat gut getroffen," flüsterte er, die Hand auf die Brust pressend, „aber ich habe auch getroffen. Lassen Sie mich niedersetzen! Und dann eilen Sie zu Panin, ich muß wissen, ob er todt ist."

Strackwitz folgte seinem Willen, er eilte nach der anderen Seite des Kampfplatzes, da lag Panin auf dem mit weißem Schnee bedeckten Boden, neben ihm standen entsetzt sein Freund Armin und der Major v. Brandes, der Doktor hatte schon die kleine Schußwunde untersucht. Die Kugel war durch das rechte Auge in den Kopf gedrungen und hatte ihm den augenblicklichen Tod gebracht.

Tief erschüttert kehrte Strackwitz zu dem schwer verwundeten Freunde zurück. Der Doktor und die beiden anderen Herren, die dem Todten keine Hilfe mehr leisten konnten, folgten ihm.

Hans saß noch auf dem Boden, er preßte die Hand fest auf die Wunde in der Brust, aber er vermochte das Hervorstürzen des Blutes nicht zu verhindern, der Schnee rings um ihn war dunkelroth gefärbt.

„Nun?“ fragte er in angstvoller Spannung.

„Er ist todt, in den Kopf getroffen,“ erwiederte Strackwitz mit bebenden, bleichen Lippen.

„Ich wußte es,“ sagte Hans mit tiefem Ernst. „Er ist gerichtet! Aber auch ich — ich bin zum Tode getroffen!“

„Nein, nein! Das wäre zu fürchterlich!“ rief Strackwitz entsetzt. „Hier ist der Doktor, er muß Ihre Wunde untersuchen, verbinden —“

„Es ist nutzlos,“ sagte Hans mit schwächer werdender Stimme. „Trotzdem mag es geschehen, erst aber muß der Brief vernichtet werden, den ich Ihnen gegeben habe. Haben Sie Feuerzeug bei sich?“

„Ja.“

„Zünden Sie ein Zündhölzchen an und verbrennen Sie den Brief vor meinen Augen. Nicht für mich, für meinen Vater und Bruder fordere ich es. Erst wenn das letzte Stückchen verkohlt ist, werde ich meine Wunde untersuchen lassen.“

Strackwitz erfüllte den Willen des Freundes, die Flamme des angezündeten Briefes loderte empor, in wenigen Sekunden hatte sie das leichte Papier vollständig verzehrt und nun duldete es Hans, daß der Arzt ihm die Kleider öffnete und die Wunde untersuchte. Das Blut stürzte in mächtigem Strom hervor, als Hans

die Hand, welche er bisher auf die Wunde gepreßt hatte, fortnahm. Der Arzt bedurfte keiner langen Untersuchung, schon nach kaum einer Minute schaute er mit bleichem Gesicht auf.

„Das Blut ist nicht zu stillen," sagte er.

„Es geht zu Ende, ich fühle es," flüsterte Hans. „Haben Sie Dank, Strackwitz, für Ihre Treue! — Grüßen Sie meinen Vater und meinen Bruder — ich bitte sie — daß sie mir verzeihen — meinen letzten Liebesgruß aber bringen Sie an — an Hertha — an die —"

Er schwieg, die Kraft versagte ihm.

„Er stirbt!" rief Strackwitz in tiefer Verzweiflung. „Doktor, ich beschwöre Sie, beeilen Sie sich mit dem Verband!"

Aber der Doktor schüttelte traurig mit dem Kopf. „Ich würde ihm nur nutzlosen Schmerz bereiten, hier versagt die menschliche Hilfe. Nur noch nach Minuten zählt sein Leben."

Noch einmal schlug Hans die Augen auf; ein Lächeln verklärte sein schönes, bleiches Angesicht, als er freundlich Strackwitz anblickte, der neben ihm kniete und dem die hellen Thränen über die Wangen rannen, er sprach nicht mehr, bald schlossen sich wieder die müden Lider, sein Athem wurde schwächer und schwächer, nach Minuten schon stockte er.

„Er hat vollendet!" sagte mit tiefem Ernst der Arzt.

30.

Eine dichte Schneedecke umhüllte die Gräber auf dem Garnison-Kirchhofe, auch die Kränze und Blumen, mit welchen die Liebe die Gräber geschmückt hatte, waren

meist im Schnee vergraben, nur auf einem Grabe lag auf der weißen, glitzernden Decke ein frischer Lorbeerkranz. „Hans, Freiherr v. Werder“, so lautete die Inschrift des einfachen Kreuzes, welches das Grab schmückte.

Ein alter Offizier stand auf den Krückstock gestützt neben dem Grabhügel, er schaute traurig sinnend nieder auf den Lorbeerkranz, den er selbst gebracht und auf die Schneedecke gelegt hatte. Ein Kranz! Es war das einzige Zeichen der Liebe, welches er jetzt dem Sohne spenden konnte, von dem er einst geschieden war, das Herz voll Zorn, Haß und Verachtung, und der doch die letzte Lebenskraft aufgeboten hatte, um ihn um Verzeihung zu bitten! —

Als am Tage des Duells der Oberst v. Sommerfeld seinem alten Freunde die Schreckensnachricht gebracht hatte, daß Hans, sein ältester Sohn, im Duell mit dem Grafen Panin gefallen sei, hatte er mit warmen Worten den alten Mann gebeten, den Zorn, den er gegen den Sohn gefühlt habe, nicht über den Tod hinaus dauern zu lassen. Was Hans auch im Leben gesündigt habe, das habe er gesühnt durch seinen Tod.

Der Oberst theilte darauf dem General alle Einzelheiten des furchtbaren Duells mit, wie er sie von dem Grafen Stackwitz erfahren hatte, er brachte ihm den letzten Brief, den Hans an den Vater geschrieben hatte, und verließ den alten Freund erst, als er von diesem die Genehmigung erhalten hatte, daß die Leiche des Gefallenen nach dem Vaterhause gebracht und von diesem aus zur ewigen Ruhe bestattet werde.

Viele Stunden lang saß der alte Soldat neben dem

in seiner Wohnstube aufgebahrten offenen Sarge. Mit thränenlosem Auge schaute er nieder zu der starren Gestalt, blickte er in das bleiche Todtenantlitz.

Es hatte so kommen müssen! Aber trug Hans wirklich allein die Schuld? Hatte den leichtsinnigen jungen Offizier nicht die übermäßige Strenge des hartherzigen Vaters in den Tod getrieben, den er der Entehrung vorziehen mußte? Hätte ihn damals der Vater, statt sein Ehrenwort zu geben, niemals wieder eine Schuld des Sohnes zu bezahlen, liebreich ermahnt, wie wäre dann Alles so anders gekommen!

Wie tief Hans in der letzten Zeit seines Lebens gesunken sei, ahnte der General ja nicht!

Bittere Reue erfüllte das Herz des alten Mannes; er fühlte sich schuldig an dem Tode des einen Sohnes, schuldig auch an seinem eigenen Unglück, daß er jetzt einsam an dem Sarge saß, ohne eine Stütze zu haben an dem zweiten Sohn, den er einst herzlos, dem Triebe eines eitlen, falschen Stolzes folgend, von sich gestoßen hatte! Er fühlte eine glühende Sehnsucht nach einem Wort der Liebe und des Trostes, aber der Einzige, der es hätte sprechen können, sein Sohn Ernst, war fern von ihm, verstoßen von ihm!

Der Tag war vergangen und die Nacht und wieder ein Tag. Viele alte Kameraden kamen, um dem unglücklichen Vater ihr Beileid auszusprechen; er nahm ihre Besuche an, er hörte ihre Worte, aber wie im Traum, er sprach scheinbar ruhig und gefaßt mit ihnen, aber seine Seele war fern, sie war bei dem todten und bei dem lebenden Sohn; immer brennender wurde seine Sehnsucht nach Ernst. —



Heute nun, nachdem er das Grab auf dem Garnison-Kirchhofe besucht, stieg der General, begleitet von seinem alten Diener, die steilen Treppen in die Höhe, die zu Ernst's Wohnung führten. Der Diener zog die Glocke.

Schnorrig öffnete. „Der Herr General!“ rief er freudig erstaunt aus, als er den Vater des Freundes erkannte. „Wie glücklich wird Werder sein!“ Dann aber unterbrach er sich und zögernd fügte er hinzu: „Der arme Werder! Ich weiß doch nicht, ob ich Sie zu ihm lassen darf, Herr General, der Arzt hat jede Aufregung, jeden Besuch streng verboten.“

„Ist mein Sohn krank?“ fragte der General mit tonloser Stimme. Das Herz zog sich ihm in banger Furcht krampfhaft zusammen. Ernst krank, schwer krank wohl, wenn der Arzt ihm jeden Besuch verboten hatte! Sollte er auch diesen Sohn verlieren, wie seinen Hans, ohne ihn wiedergesehen, ohne sich mit ihm ausgesöhnt zu haben? Der alte Mann zitterte, mit furchtbarer Spannung wartete er auf ein beruhigendes Wort.

„Der Herr General wissen gar nicht, daß Ernst schwer verwundet worden ist, daß er beinahe ermordet worden wäre?“ rief Schnorrig erstaunt, aber kaum hatte er die Worte gesprochen, als er sie auch bereute; er sprang rasch hinzu, um den General zu unterstützen, ohne seine Hilfe wäre der durch die unerwartete Schreckensnachricht so plötzlich schwer getroffene alte Mann zusammengebrochen. „Um Gottes willen, Herr General, beruhigen Sie sich! Es ist nicht so schlimm, Ernst ist ja schon wieder außer Gefahr, nur geschont muß er noch werden!“



Schnorrig sprach die Trostworte zu rechter Zeit, sie gaben dem alten Herrn Muth und Lebenskraft zurück; gestützt von Schnorrig und seinem Diener konnte er nach dem Atelier gehen, hier erholte er sich schnell von seinem Schreck, als er von Schnorrig erfuhr, auf welche Weise Ernst verwundet worden sei, daß aber jetzt keine Gefahr ihm mehr drohe, wenn ihm jede Aufregung fern gehalten werde. Er selbst, Schnorrig, dürfe ihn nicht besuchen, Fräulein Hertha pflege ihn unter dem Beistande Gretchen's. Werder wisse noch gar nichts von dem schrecklichen Duell und dürfe auch nichts erfahren, Fräulein Hertha lasse deshalb außer dem Arzt und Gretchen Niemand zu ihm.

„Wer ist Fräulein Hertha? Wer ist Gretchen?" fragte der General, der beide Namen noch nie gehört hatte.

Die einfache Frage setzte Schnorrig in Verlegenheit, er stockte, als er sie beantwortete. „Gretchen, nun ja, Gretchen ist unser Gretchen, wir wohnen ja hier bei ihrer Mutter; sie ist außerdem auch meine Braut."

„Und Fräulein Hertha?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich ein Recht habe, es zu verrathen," stotterte Schnorrig; „aber Sie sind ja der Vater, Herr General, und Sie müssen es doch erfahren! Nun, Fräulein Hertha v. Ragnow ist die Verlobte Ernst's, die Nichte des Herrn v. Armin, aber sie wohnt jetzt hier oben bei Gretchen, um Tag und Nacht ihren Bräutigam verpflegen zu können. Aber warten Sie einen Augenblick, Herr General, ich werde sie Ihnen rufen. Sie muß ja doch darüber entscheiden, ob Sie an das Krankenbett gelassen werden dürfen!"

Er eilte fort, nach wenigen Minuten kehrte er zurück, ihm folgte Hertha.

Wie stürmisch klopfte ihr das Herz! Sie sollte den Vater des Geliebten sehen, diesen strengen, unbarmherzigen Vater, der, wie ihr Ernst vertraut, den Sohn verstoßen hatte eines thörichten, schroffen Vorurtheils wegen. Sollte sich die schwache Hoffnung erfüllen, welche Ernst seit kurzer Zeit hegte? Hatte das Unglück den Stolz des harten Mannes gebrochen? Kam er, um sich mit dem verstoßenen Sohn zu versöhnen, oder wollte er vielleicht sein Vaterrecht geltend machen, um das Glück zu zerstören, welches sie erfüllte, seit mit einer Thräne im Auge ihr Oheim sie umarmt und ihr gesagt hatte, daß durch den Tod des Grafen Panin die verborgene Kette zersprengt sei, die ihn gefesselt habe, daß er jetzt Ernst Werder freudig als den Verlobten seines Herzenslieblings begrüßen werde. War dem stolzen Freiherrn v. Werder das einfache Mädchen nicht vornehm genug für den Sohn, der jetzt der einzige Stammhalter seines alten Geschlechts war?

Als sie jetzt aber vor dem gefürchteten alten Mann stand, als sie in angstvoller Erwartung zu ihm aufschaute, schwanden plötzlich alle ihre peinvollen Sorgen.

Der General hatte sich mühsam vom Sopha erhoben, als Hertha in das Atelier trat. Auch er hatte sie mit Bangigkeit erwartet, als er sie aber jetzt sah, fühlte er sich tief bewegt. Sie war ihm keine Fremde. Er erkannte sie nach dem Bilde auf der Ausstellung, welches auch ihn bezaubert hatte, nur noch schöner, noch lieb-



reizender, als selbst das herrliche Bild, erschien ihm das schüchtern sich ihm nahende Mädchen.

Und dieser Engel war die Braut seines einzigen Sohnes! Ein wonniges Glück, wie er es nie geahnt, erfüllte ihn, er umfing die Zagende, zog sie an sich und küßte sie zärtlich auf die Stirn. „Segne Dich Gott, mein holdes, theures Kind!" sagte er innig und eine Thräne rieselte nieder auf Hertha's weiße Stirn.

Wohl eine Stunde blieb der General im Atelier, in trauter inniger Unterhaltung mit seiner neugewonnenen Tochter. Hertha mußte ihm erzählen von ihrem Geliebten und von sich selbst; sie verschwieg ihm nichts, in redlicher Aufrichtigkeit weihte sie ihn ein in alle die trüben Verhältnisse der vergangenen Tage. Wohl regte sich während ihrer Erzählung wieder der Stolz des alten Aristokraten, der verletzt wurde durch die traurige Rolle, welche Herr v. Armin, der Oheim seiner künftigen Schwiegertochter, gespielt hatte, als ihm aber Hertha in ihrer einfachen Offenheit erzählte, wie sie freudig bereit gewesen war, dem Geliebten, den sie für den bürgerlichen Künstler hielt, ihr reiches Erbe zu opfern, da fühlte er sich durch diese opferfreudige Liebe tief beschämt.

Mit einem zärtlichen Kuß nahm dann der General Abschied von Hertha; er verzichtete darauf, Ernst zu sehen, ja er verlangte selbst, daß dieser nicht eher etwas von seinem Besuch erfahre, bis der Arzt ausdrücklich erklärt habe, daß ihm auch die freudige Aufregung nicht schaden könne. —

Die Genesung des Schwerverwundeten machte nur

langsame Fortschritte. Vierzehn Tage lang kam der General täglich nach dem Atelier in der Herrenstraße, ohne den Sohn sehen zu dürfen, aber er kam doch, und die eine kurze Stunde, die er dann mit Hertha verlebte, bildete für ihn den Inhalt des Tages. Die Erinnerung an diese eine schöne Stunde tröstete ihn in seinem Schmerz, durch Hertha blühte ihm neue Hoffnung für die Zukunft auf.

Und endlich kam der Tag, an welchem die glückliche Hertha den Vater zu ihrem Ernst führen durfte. Freudig bewegt umarmte der General seinen von schwerem Krankenlager erstandenen, ihm wieder geschenkten Sohn. Kein Wort wurde zwischen Beiden gesprochen über die traurige Vergangenheit, kein Wort über die Ursache ihrer langjährigen Trennung; sie waren versöhnt, das genügte ihnen. Der Vater hatte den Sohn, der Sohn den Vater wiedergefunden; und daß sie vereint bleiben würden für das Leben, dafür bürgte ihnen die Liebe zu Hertha. —

Der alte Soldat überwand auch noch das Vorurtheil, welches ihn einst von dem Sohn getrennt hatte; er ward sogar stolz auf den Künstlerruhm seines Sohnes. Seit Prinz Richard ihm gesagt hatte, er würde glücklich sein, wenn Gott einen seiner Söhne mit solchem Künstlertalent, wie Ernst, begnadigt hätte, war sein Vorurtheil erschüttert worden; jetzt, da er bei seinen täglichen Besuchen im Künstleratelier ein Zeuge der Bewunderung und Verehrung wurde, welche von den Höchstgestellten im Staate, von den Trägern hocharistokratischer Namen dem genialen Künstler gezollt wurde, verschwand es nach und nach ganz, und er selbst forderte jetzt von Ernst, daß dieser nicht

länger der Welt seinen wirklichen Namen vorenthalte, daß er sich wieder Ernst, Freiherr v. Werder nenne und unter diesem seinem wahren Namen seine Bilder den Ausstellungen übergebe.

Eine geheime Freude blieb es aber doch dem General, daß Ernst es gar nicht nöthig gehabt hätte, seine Bilder für ungeheure Preise zu verkaufen, daß er durch das große Vermögen seiner schönen jungen Frau ganz frei, ohne irgend eine Rücksicht auf Gelderwerb der Kunst hätte leben können. Mit besonderem Stolz konnte der General sich zu alten Freunden äußern: „Mein Sohn ist unabhängig von der Kunst, aber er ist nicht minder unabhängig von dem Reichthum, denn er bedarf dessen nicht, ein goldener Strom fließt ihm durch seine Kunst zu!“

Manche vergnügte Stunde verlebte er auch bei Schnorrig, durch dessen unverwüstliche gute Laune er stets aufgeheitert wurde. Es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen zu beobachten, wie glücklich sich der Maler in seinem neuen Heim fühlte, mit welcher Verehrung derselbe an seinem reizenden, liebenswürdigen Frauchen hing. Er mußte oft herzlich lachen, wenn Schnorrig, ganz wie er es in früherer Zeit gethan hatte, in wilder Wuth schimpfte über seine Bilder und über die Esel von Kunstfreunden, die solche Sudeleien für theures Geld kauften, dann aber immer fleißig weiter malte und Kunstwerke schuf, die durch ihre Eigenart und ihre brillante Technik ihm täglich höheren Ruhm erwarben. Davon, daß den lustigen Maler doch recht oft ein geheimer Kummer schwer drückte, merkte der General nichts, denn seinen Kummer und seine Sorge

behielt Schnorrig für sich, höchstens seinem Freunde Werder theilte er es mit, mit welchem Bangen er stets die Zeitungen in die Hand nehme, wie ihn die Furcht quäle, irgend eine schmachvolle Nachricht zu finden über seinen geflüchteten Bruder, den Doktor Maximilian Schnorrig. Diese Sorge vergällte ihm oft die schönste Lebensfreude, glücklicher Weise aber erfüllte sie sich nicht, denn von dem Doktor Maximilian Schnorrig hörte man nie wieder etwas. Er war und blieb verschollen.

Frohe Stunden verlebte auch der General stets in dem schönen Kreis, welchen Ernst in seinem Hause zu sammeln verstanden hatte; in der heiteren Geselligkeit, welche in diesem Kreise herrschte, lebte der alte Herr wieder auf. Es war eine bunte, aus allen Ständen gemischte Gesellschaft, welche sich allwöchentlich einmal in dem gastlichen Hause versammelte und von der liebreizenden Hausfrau freudig begrüßt wurde. Da trafen sich und verkehrten in freundschaftlicher Geselligkeit Künstler und Gelehrte, Offiziere, Schriftsteller und Beamte. Jeder war willkommen, der sich frei zu machen verstand von den Fesseln der Standesvorurtheile und des politischen Parteihasses, der freudig sich einer frohen Geselligkeit hingab.

Zu den regelmäßigen Gästen in diesen Gesellschaften gehörten der Kriminalkommissär v. Höhnstädt und der Graf Strackwitz, der nach Ueberstehung einer durch die Gnade des Königs auf wenige Monate verkürzten Festungsstrafe, welche über ihn ebenso wie über Herrn v. Armin wegen des Duells zwischen dem Grafen Panin und Hans v. Werder verhängt worden war, den alten Leichtsinn gänzlich ab-

geschworen hatte. Fast alle die Mitglieder der früheren Armin'schen Donnerstagsgesellschaften verkehrten auch in dem Gesellschaftskreise der schönen Baronin Hertha v. Werder, nur Herr v. Armin selbst und seine Gattin mußten diesem Kreise fern bleiben, weil sie die Stadt für immer verlassen hatten. Für Armin knüpften sich an den dortigen Aufenthalt zu viele traurige Erinnerungen, er konnte sich in der Großstadt nicht mehr wohl fühlen, in welcher er viele Jahre in wenig ehrenvollen Verhältnissen gelebt hatte. War er auch jetzt, nach dem Tode Panin's, befreit von dem auf ihm lastenden Zwange, so ließ sich doch die Erinnerung an die Vergangenheit nicht bannen. Er nahm deshalb freudig Hertha's Anerbieten an, als ihr Bevollmächtigter die Bewirthschaftung ihrer Güter zu übernehmen.

Ende.

Vor dem Kampfe.

Historischer Roman

von

P. E. v. Areg.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Das Marquisat Rambonillet war in der letzten Hälfte des vorausgegangenen Jahrhunderts eine der reichsten und ausgedehntesten Besitzungen des französischen Adels in der Normandie.

Der derzeitige Besitzer der Herrschaft, Marquis Hektor v. Rambonillet, hatte als der einzige Sohn reich begüterter Eltern schon in jungen Jahren sein elterliches Erbe angetreten; in seinem einundzwanzigsten Jahre verlor er im Laufe weniger Monate seine beiden Eltern durch den Tod an den Blattern, welche in jenem Jahre in ganz Nordfrankreich wütheten. Er war kurz vorher von der hohen Schule in Paris nach der Heimath zurückgekehrt, weil der Vater wünschte, daß er die für einen jungen Edelmann damaliger Zeit unerläßliche Abgeschliffenheit der geselligen Umgangsformen zunächst im Verkehre mit den benachbarten Adelsfamilien erwerbe, bevor er, wie die Sitte jener Tage von einem Edelmann erheischte, am königlichen

Hofe von Frankreich selbst dem Monarchen seine Dienste weihe.

Diese Gelegenheit bot ihm nun das Trauerjahr in vollkommen ausreichender Weise, und er nützte sie aus, so gut er vermochte. Im folgenden Frühjahr begab er sich dann mit zahlreicher Dienerschaft an den Hof.

Ludwig XV. war damals der glückliche Regent des Königreichs. Es ist aller Orten bekannt, daß unter diesem König die Ueppigkeit und Ausschweifung des Hoflebens jeder Beschreibung spottete. Die Namen der Herzogin v. Chateauroux, der Marquise v. Pompadour und der Gräfin Dubarry sind zu weltbekannt, als daß wir uns auf eine weitere Schilderung der damaligen Zustände einzulassen brauchen; wir erinnern nur an den zur Zerstreuung des Königs von der Pompadour eingerichteten „Hirschpark" in Versailles, welcher Frankreich hundert Millionen Franken und den letzten Funken von Moralität kostete.

Der Marquis Hektor v. Rambonillet, jung, feurig, kräftig und gesund, stürzte sich mit der Unerfahrenheit der Jugend in die ihm offen entgegenkommenden Genüsse dieses üppigen Hofes. Es schien im Anfange, als sei er bestimmt, gleich den Anderen in diesem Pfuhle des Lasters und der Liederlichkeit so lange herumzuschwimmen, bis dessen Schmutzwellen ihn verschlungen haben würden.

Aber es schien nur so. Es war etwas in ihm übrig geblieben aus der reinen Zeit seiner jüngeren Jahre, das nur eines Anstoßes bedurfte, um eine Umkehr auf dem Pfade zu bewirken, den er eingeschlagen hatte.

Graf d'Echamps, dessen Besitzungen an die des Mar-

quis angrenzten, erschien am Hofe, um seine achtzehnjährige einzige Tochter in die Gesellschaft einzuführen. Marie d'Echamps war ein reizendes Wesen. Ein echt französisches, zierlich geschnittenes Gesichtchen, von einer Fülle schwarzer Locken umrahmt, aus dem die feurigen, dunklen Augen gleich zwei Sternen blitzten, wurde von einer mittelgroßen, wunderbar schön gewachsenen Gestalt getragen, deren anmuthige Reize die schützenden Gewänder dem prüfenden Männerauge nicht zu verbergen vermochten.

Hektor hatte das junge Mädchen, wie dies die Nachbarschaft der beiden Besitzungen ja gar nicht anders erwarten ließ, häufig gesehen, nachdem sie aus dem Kloster der Karmeliterinnen in Rouen, wo sie ihre Erziehung erhalten hatte, in das elterliche Haus zurückgekehrt war. Der Liebreiz ihrer Erscheinung hatte auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck gemacht, wenn ihn auch die Sitte der Zeit eine nähere Verbindung mit ihr einzuleiten hinderte, bevor sie in die große Gesellschaft eingeführt war.

Jetzt, wo er sie in dem nach Taumel und Vergnügen haschenden Treiben dieses wüsten Hoflagers wiedersah, in dem er selbst mit forttrieb, gab es ihm einen Stich in's Herz, und bald erwachte die in ihm schlummernde Liebe mit aller Gewalt in seiner Brust. Er fühlte deutlich, daß er die Geliebte unmöglich in dieser unwürdigen Umgebung lassen dürfe.

Die Jugend ist rasch in ihren Entschlüssen, namentlich da, wo sie für dieselben ein solches Entgegenkommen findet, wie Hektor bei seiner Werbung um die Geliebte.

Der Vater willigte mit Freuden ein; vielleicht hatte

es sogar in seinem Plane gelegen, die Verbindung der jungen Leute dadurch, daß er sie am Hofe mit einander zusammenführte, zu beschleunigen.

Auch Mariens Herzen kam der Antrag des Nachbars ersehnt, sie befand sich nicht wohl an diesem Königshofe, von dessen Treiben sie nur einen geringen Theil verstand, und dieser geringe Theil war abschreckend genug, um sie nicht nach weiterem Eindringen in die Mysterien des Hofhaltes lüstern zu machen.

Unter gegenseitiger Uebereinstimmung zogen sich die Brautleute mit dem Vater der Braut von Paris nach ihren heimathlichen Besitzungen zurück.

Dort verlebten die Liebenden das Brautjahr in der ganzen Fülle des Glücks, das eine glückliche Liebe zu gewähren vermag, und wurden sodann ehelich verbunden. Ein Jahr später schenkte die junge Marquise ihrem Gatten einen Sohn.

Einen Zeitraum von fünf Jahren hatten die Gatten in reiner, ungetrübter, heiterer Ehe miteinander verlebt.

Es war im Monat Oktober. Der Morgen war trotz der vorgerückten Jahreszeit herrlich. Die Sonne blickte warm vom wolkenlosen Himmel, ein leichter Herbstwind spielte um die Zinnen des Schlosses, das von einer langsam ansteigenden Anhöhe aus auf die vor ihm ausgebreiteten Weingelände und Wiesen niederblickte, während im Hintergrunde die bewaldeten normannischen Berge emporstiegen. Den Fuß des Hügels umspielte in breiten Windungen die Seine.

Die Marquise befand sich in ihrem Boudoir.

Das ebenso vornehm als bequem ausgestattete Zimmer zeigte den Rang und Reichthum seiner Bewohnerin. Das Frühstück stand auf dem Tische, ein vierjähriger Knabe spielte auf dem über dem Fußboden ausgebreiteten Teppich.

Offenbar wartete die Dame des Hauses auf etwas, denn ihr Blick glitt wiederholt nach der Thür.

Da öffnete die Zofe den Flügel und meldete: „Der Herr Marquis!"

Rasch sprang die junge Frau auf und eilte dem Eintretenden entgegen, dessen Arme sich öffneten, um die Gattin an sein Herz zu ziehen. Auch der Knabe sprang dem Vater entgegen und hing sich an sein Knie.

Der Marquis küßte sein Weib auf den Mund. Dann hob er den Knaben in die Höhe, der mit emporgestreckten Armen nach des Vaters Halse strebte.

„Guten Morgen, mein Junge," sagte er, indem er das Kind küßte.

„Du bist zur Jagd gekleidet, Hektor?" fragte die Marquise. „Erwartest Du Herrengesellschaft zu Deiner Begleitung? Wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, daß Du etwa frühzeitiger aufzubrechen wünschtest, so würde ich Dir das Frühstück in Deinem Zimmer haben auftragen lassen."

„O, es ist nicht der Rede werth, was ich vorhabe, Marie, Dein Vater ließ mich gestern zu einer Fuchsjagd einladen mit dem ausdrücklichen Bedeuten, ich möchte kommen, wenn es mir beliebte, denn wir Beide wollten

allein reiten, und es sollen uns nur einige von seinen Piqueurs begleiten."

Inzwischen hatte der Marquis seinen Platz am Frühstückstische eingenommen. Seine Gattin setzte sich in einen Sessel an seiner linken Seite. Der Knabe wurde durch die Zofe weggeführt.

„Es wäre möglich," sagte der Marquis, „daß Franz, mein Vetter, während meiner Abwesenheit einträfe; wenigstens läßt mich sein letzter Brief vermuthen, daß er dieser Tage uns zu besuchen kommt. Wenn sich meine Voraussetzung bewahrheiten sollte, so bitte ich Dich, nimm ihn freundlich auf, während ich fern bin. Er gehört ja zur Familie gleich uns, und hätte uns der Himmel nicht unseren Sohn geschenkt, so würde er der Erbe dieser Besitzung sein, sobald sich meine Augen geschlossen haben."

„Ich bitte Dich, Hektor, sprich nicht von einer Möglichkeit, die auch nur entfernt darauf hindeutet, daß uns das Schicksal einmal auseinander reißen könnte! Ich kann den Gedanken nicht ertragen. Und noch um eine Gefälligkeit laß Dich bitten. Reite heute zur Jagd ein anderes Pferd, als den Rapphengst, den Du bei ähnlichen Gelegenheiten in letzterer Zeit immer gewählt hast. Das Thier ist unsicher und scheut; Du bedarfst Deiner ganzen Reitkunst, willst Du es bändigen, und ich fürchte immer, es wird Dich einmal abwerfen."

Für den Marquis, der sich für einen vortrefflichen Reiter hielt, war diese Bitte der Gattin eine unwillkommene, denn er hörte aus ihr einen leichten Zweifel an seiner Geschicklichkeit heraus, und das machte ihn sichtbar

etwas empfindlich. Seine Stirne umwölkte sich leicht, als er antwortete: „Es scheint mir, als ob Du heute einigermaßen an Migräne littest, liebes Kind. Willst Du nicht den Arzt hören? Ich glaube, es würde das Beste sein, wenn Du meinem Rath folgtest. Gib Dich übrigens keinerlei Befürchtungen hin, die auf mich Bezug haben."

Er stand auf und trat an das Erkerfenster.

„Der Reitknecht führt den Rappen bereits vor der Rampe auf und ab. Es ist also Zeit, daß ich aufbreche," fuhr er fort. „Noch einmal, sei unbesorgt meinetwegen. Zur verabredeten Stunde bin ich wieder bei Dir."

Er küßte sie zärtlich auf die Stirn und ging. Sie schaute ihm vom Erker aus nach, sah, wie er sich, im Schloßhofe angekommen, gewandt auf's Pferd schwang und in leichtem Galop durch das Thor davonsprengte, ihr noch einen Gruß zuwinkend.

Mit einem leisen Seufzer trat sie zurück. —

Als die Marquise während der Mittagsstunde im Salon saß, meldete der in reicher Livree im Vorzimmer etwaigen Besuch erwartende Diener den Chevalier Franz v. Rambonillet.

Sie winkte, daß er willkommen sei.

Ein junger Mann trat bei ihr ein, dessen sie sich nur noch dunkel von ihrem Hochzeitstag her erinnerte.

Der Chevalier war ein Mann zu Anfang der zwanziger Jahre, von kleiner Gestalt, hager, aber mit den vollendeten Manieren des Weltmannes. Sein Gesicht war nicht schön, aber regelmäßig geschnitten, nur die dunklen

Augen lagen etwas tief, der sicherste Beweis dafür, daß er von den Freuden dieser Welt bereits den größten Theil durchkostet hatte, und um seine Lippen zeigte sich ein tückischer Zug voll List, sobald er lachte, was er übrigens zu vermeiden mit Aengstlichkeit bemüht war.

Die Dame des Hauses erhob sich und ging ihm einige Schritte entgegen, als er eintrat und ihr mit ceremonieller Höflichkeit eine tiefe Verbeugung machte.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, lieber Vetter," sagte sie, ihm die Hand reichend, „und nehmen Sie gleichzeitig die erste Begrüßung meines Mannes aus dem Munde seiner Gattin entgegen. Hektor ist auf der Jagd, aber er erwartete Ihr Kommen und trug mir auf, Sie in seinem Namen zu begrüßen."

Der Angeredete zog mit einer nochmaligen tiefen Verbeugung die Hand der jungen Frau an seine Lippen.

„Zum ersten Male habe ich die Ehre, gnädige Frau," sagte er, „auf dem Stammschloß der Familie Ihr Gast zu sein. Es lag sehr in meinem Wunsche, daß dies schon zu einer früheren Zeit hätte geschehen mögen. Allein zuerst hielt mich meine Ausbildung auf der hohen Schule zu Paris zurück, von der ich mich nur für wenige Tage zur Zeit Ihrer Vermählung frei machen konnte; später haben meine Reisen durch Frankreich und England mich fern gehalten."

„Um so erfreulicher ist es für uns, daß Sie unserer nicht vergessen haben. Mein Gemahl wird Sie persönlich bitten, uns nunmehr eine desto längere Zeit die Ehre zu schenken, Sie als Gast bei uns zu sehen."

„Ihre Güte und Freundlichkeit, Frau Marquise, berührt mich auf das Wohlthuendste. Wenn es mir meine Verhältnisse irgend erlauben, so werde ich von der mir mit so vieler Liebenswürdigkeit entgegen gebrachten Gastfreundschaft sicherlich einen ausgedehnten Gebrauch machen."

„Um so besser. Doch lassen Sie mich hören, was Sie zunächst zu thun gedenken. Wünschen Sie noch einige Stunden an der Jagd mit dem Marquis sich zu betheiligen, so bitte ich Sie, Chevalier, über den Stall zu verfügen, ein Reitknecht wird Sie an Ort und Stelle führen; ziehen Sie es vor, im Schlosse auf die Rückkehr meines Gemahls zu warten, so finden Sie Ihre Zimmer bereit."

Der Chevalier erhob sich.

„Die Strapazen der Reise," sagte er, „haben mich zu sehr angegriffen, als daß ich darnach Verlangen trüge, das Jagdvergnügen mit dem Marquis zu theilen. Ich ziehe vor, mich auf mein Zimmer zu begeben und von dort aus vielleicht im Laufe des Nachmittags einen Spaziergang durch den Park zu machen, wenn Sie mir gestatten."

„Ganz nach Ihrem Belieben, Vetter. Um fünf Uhr, der Stunde des Diners, treffen wir wieder zusammen."

Der junge Edelmann empfahl sich.

Die Marquise blieb noch einige Zeit im Salon, eines etwaigen Besuches gewärtig. Allein Niemand kam, und so zog sie sich nach einiger Zeit vergeblichen Harrens in ihr Boudoir zurück.

Als der Nachmittag so weit vorgeschritten war, daß die Marquise die baldige Rückkehr ihres Gemahls erwarten

durfte, ließ sie sich den Knaben bringen und traf Anstalten, eine Promenade durch den Park zu machen und ihrem Gatten entgegenzugehen.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Die buntgefärbten Blätter der Bäume brach der Herbstwind von den Zweigen und bestreute damit die wohlgepflegten Wege. Längst waren die Lieder der kleinen befiederten Sänger verstummt.

Die Marquise schritt, den Knaben an der Hand führend, langsam dahin. An einer Biegung der Allee stieß sie auf den Chevalier.

Er zog den Hut und trat zur Seite, um sie vorüber zu lassen. Sie winkte ihm zu, sie zu begleiten.

„Schließen Sie sich uns an, Chevalier," sagte sie. „Sie sehen mich im Begriff, meinem Gemahl entgegenzugehen; von dieser Seite wird er zurückkommen."

„Ich sehe den Erben des Hauses an Ihrer Seite, Frau Marquise, gestatten Sie mir, daß ich ihn begrüße."

Er hob den Knaben zu sich empor, allein das Kind scheute sich vor dem fremden Manne und streckte die Arme nach der Mutter aus.

„Das ist ein lieber Verwandter, Eugène," sagte diese sanft verweisend, „sei artig und gib ihm die Hand!"

Widerwillig gehorchte der Knabe.

„Welch' ein Glück liegt um Sie ausgebreitet, Frau Marquise," sagte der Chevalier, indem er das Kind wieder auf den Boden stellte, „Sie haben bei der Wahl Ihres Gemahles der Stimme Ihres Herzens folgen dürfen, kann es da Wunder nehmen, daß Sie eine Ehe haben, als

lebten Sie im Paradiese? Im Besitze eines Gemahls wie Hektor, diesen allerliebsten Knaben an Ihrer Seite, in dieser Umgebung des Reichthums und des Ueberflusses, was könnte Ihnen an einem Glücke fehlen, wie es nur die heißesten Wünsche der Menschen ersehnen?"

Mit Stolz blickte die Marquise auf das Kind, und war im Begriffe, etwas zu erwiedern, als ein Reitknecht, der ein loses Pferd am Zügel führte, in der Windung des Weges erschien.

„Wo kommst Du her, Raoul," rief die Marquise, „mein Gott, wo ist mein Gemahl?"

„Der Herr Marquis —" versetzte der Diener und stockte, indem er mit der Hand hinter sich wies, „der Herr Marquis kommt dort!"

Vier Männer brachten auf einer aus Baumzweigen zusammengeflochtenen Bahre etwas Verhülltes getragen.

Mit einem Aufschrei des Entsetzens stürzte ihnen die Marquise entgegen und riß das verhüllende Tuch zurück.

Der Gemahl lag vor ihr — todt und starr. Er war auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt und hatte das Genick gebrochen.

Die nächsten Stunden im Schlosse zeigten ein wirres Durcheinander.

Graf d'Echamps war auf einem kürzeren Wege angekommen, um die Tochter auf das unglückliche Ereigniß vorzubereiten; der Umstand, daß die Marquise ihrem Gatten entgegenging, verhinderte die Ausführung dieses Planes.

Der Graf eilte der Tochter nach und fand sie über der Leiche ihres Mannes bewußtlos zusammengebrochen, ohne Besinnung, ohne Leben.

Man holte eine Sänfte, um die Ohnmächtige nach dem Schlosse zurückzutragen, und ein Berittener sprengte fort, den Arzt herbeizuholen.

Der Zustand der Marquise war ein äußerst Besorgniß erregender und dem alten Grafen trat die Befürchtung nahe, daß der Verlust des ihm theuren Schwiegersohnes ihm auch noch das Leben der Tochter rauben werde.

In dieser ernsten Stunde trat der Chevalier bei ihm ein. Er beklagte mit einigen beredten Worten den Unglücksfall, bedauerte, daß er zu so unheilvoller Stunde das Schloß seines Vetters betreten habe und erklärte, er werde ohne Verzug das Schloß verlassen, indem seine Gegenwart nur als eine Last empfunden werden könne. Zu den Beisetzungsfeierlichkeiten werde er nicht verfehlen, wiederum zu erscheinen.

Der Graf fand bei seiner eigenen Erregung keinen Grund, ihn zum Bleiben zu nöthigen; sie tauschten die herkömmlichen höflichen Redensarten aus, worauf sich der Chevalier verabschiedete.

Als endlich der Arzt erschien, war die Dunkelheit bereits hereingebrochen. Es gelang seinen Bemühungen, die Marquise nach einiger Zeit zum Bewußtsein zurückzubringen, er verbot jedoch auf's Strengste, daß ihr noch einmal der Anblick der Leiche gestattet werde. Seinem energischen und zugleich beruhigenden Auftreten gegenüber gewann die fassungslose Marquise so viel Kraft, daß sie

sich nach längerem Widerstreben seinen Anordnungen fügte, freilich erst dann, als er mit ernsten Worten darauf hinwies, daß ihre Pflichten nicht allein dem todten Gatten gehören, sondern nunmehr an erster Stelle ihrem Sohne.

Man solle Eugène zu ihr bringen, verlangte die Marquise darauf ungeduldig.

Dies Verlangen der Mutter rief einen neuen Sturm der Aufregung hervor, denn der Knabe ließ sich nirgends entdecken. Das ganze Schloß von oben bis unten wurde sorgfältig durchsucht, die Bemühung blieb ohne Resultat.

Der Graf stellte sich an die Spitze der mit Windlichtern und Fackeln versehenen Dienerschaft und ordnete eine genaue Durchforschung des Parkes an, aber auch das war vergebens. Nur der Schloßgärtner erschien bei dieser Gelegenheit zitternd und gestand, daß auch ihm seit den späteren Nachmittagsstunden eines seiner Kinder, ein achtjähriger Knabe, fehle.

Am anderen Morgen brachte ein Seineschiffer das Boot, welches die jungen Eheleute wiederholt zu kleinen Wasserfahrten mit dem Kinde benutzt hatten. Er hatte es kieloberst auf dem Strome treibend gefunden. Am Nachmittage wurde dann auch die Leiche des Gärtnerknaben im Wasser aufgefischt.

Von dem Leichnam des kleinen Eugène Rambouillet fand sich niemals die geringste Spur, ebensowenig als auch nur der geringste Anhaltspunkt zu finden war, auf welche Weise das Unglück hatte geschehen können.

Zweites Kapitel.

Siebenzehn Jahre waren seit jenem ereignißreichen Tage in das Meer der Ewigkeit verrauscht.

Frühling war es draußen in der Natur, lieblich blaute der Himmel, ein warmer Südwind strich über die Gefilde und spielte mit den frischen, maigrünen Blättern an den Sträuchern und Bäumen, die sich mit Blüthen bedeckten. Lustig scholl das Lied der kleinen Vögel aus Buschwerk und Holz, und die Lerche trillerte hoch oben in den Lüften.

Von diesen Herrlichkeiten der wieder erwachten Natur genoß die gute Stadt Paris wenigstens in dem Viertel, in welches wir unsere Leser zu führen beabsichtigen, nichts weiter, als den goldenen Frühlingssonnenschein, der sich in seiner ganzen Pracht und Wärme auf den Dächern der zum größten Theile niederen und wenig ansehnlichen Häusern des „lateinischen Viertels“ gelagert hatte.

Paris hatte zu der Zeit, die etwa hundert Jahre hinter uns liegt, einen durchaus anderen Anblick aufzuweisen, als heutzutage. Wenn auch bereits unter Ludwig XIV. die Hauptstadt Frankreichs sich zu verschönern begann und von seiner Zeit an zum ersten Platze der Mode und des guten Geschmackes sich aufgeschwungen hatte, so verdankt die Stadt doch alle die Schönheiten, welche wir heute daran bewundern, zum allergrößten Theile dem 19. Jahrhundert, speziell der Regierungszeit des Kaisers Napoleon III. —

In einer der winkeligen, schmalen Gassen des genannten Stadttheiles saßen in einer niedrigen und nur mit

einfachen Möbeln versehenen Stube zwei Männer beisammen. Der Eine von ihnen mit gebeugter Gestalt, ergrautem Haare und faltigem Gesichte war ein Greis, der Andere ein frischer, kräftiger Jüngling.

Das Gesicht des jungen Mannes zeigte etwas hagere, aber edel geschnittene Züge, feurige dunkle Augen, schwarzes lockiges Haar und auf Kinn und Oberlippe die allerdings noch etwas schwach auftretenden Anzeichen eines sprossenden Bartes.

„Es ist Zeit, mein Sohn," hob der Alte an, „daß Du Dich aufmachst, um die Welt und das Leben von einer Seite kennen zu lernen, wie ich sie Dir hier zu zeigen trotz dieser Weltstadt und des königlichen Hofes nicht im Stande bin. Der Kreis, in den wir hier einzudringen vermögen, ist ein allzu kleiner und beschränkter; er würde Dich abhalten, die Stufe zu erreichen, auf welcher zu stehen Du durch Deine Geburt berechtigst bist. Was Dir dieser Stapelplatz des Wissens für Vortheile für Deine Erziehung bieten konnte, hast Du erreicht."

„Auch ich sehne mich fort, mein Vater, um ein Stück von der Welt zu sehen und andere Menschen kennen zu lernen, als uns hier umgeben," versetzte der junge Mann. „Ein wilder Drang ist in meiner Brust erwacht, der mich forttreibt von den staubigen Folianten, hinter denen ich bisher brütete. Mir kommt es vor, als müsse es für einen Mann meines Schlages noch Anderes zu thun geben, als in dem zu forschen, was Andere vor uns dachten."

„Das ist der Drang nach der That, der in Dir erwacht ist, mein Sohn! Du hast bis zu dieser Stunde

als treuer Schüler der Wissenschaften gelebt, aber wenn der Mensch auch nicht aufhören darf zu lernen, so ist doch die Art des Lernens eine verschiedene. Bis heute lerntest Du das, was Andere vor Dir als des Kennens würdig in Erfahrung brachten; jetzt verlangt Dein Herz darnach, jene Erfahrungen selbst zu machen auf den Wogen und Wellen des Lebens und in dem Sturm und Drang des Menschenschicksals. Darum ziehe hinaus und erprobe die eigene Kraft; Dein Verlangen kommt meinen Wünschen entgegen."

„Wenn Ihr's erlaubt, Vater, so möchte ich ohne Säumen mich aufmachen. Sonst war ich glücklich und zufrieden, daß ich hier bei Euch weilen durfte in der Stille dieses friedlichen Hauses, unter der Aufsicht Eurer treuen Augen. Aber es ist mir leer und einsam hier geworden, seit ich sie nicht mehr sehen kann, deren süße Gestalt mein Herz erbeben machte, sobald ich sie erblickte. Waren meine Wünsche nicht bescheiden genug, weil sie sich nur mit einem Blicke aus ihren schönen Augen begnügten, wenn ich ihr auf dem täglichen Spaziergange der Schülerinnen der frommen Schwestern begegnete? Nicht ein einziges Mal habe ich gewagt, mich ihr zu nahen oder gar ein Wort an sie zu richten. Aber immer schien es mir, als ob sie meine Blicke, die mit Verwunderung an ihrer holden Gestalt hingen, mit einem freundlichen Lächeln erwiedere. Mit einem Male war sie fort. Seit ich ihren Platz in dem Zuge der Schülerinnen von einer Anderen besetzt sehe, fehlt mir das Liebste, was mich sonst, außer meiner Liebe zu Euch, hier festhielt, und ihr Ver-

schwinden hat wohl jenes Sehnen in mir, welches mich von hier fortzieht, hauptsächlich mit hervorgerufen."

„Hast Du Gelegenheit gefunden, Dich nach dem Namen des Kindes zu erkundigen, nach dem Dein Herz sich sehnt, mein Sohn?"

„Ich war so glücklich, durch einen meiner Kommilitonen, einen jungen Edelmann, der ihre Familie kannte, ihren Namen in Erfahrung zu bringen."

„Wie heißt das Mädchen?"

„Gabriele v. Rochefort."

„Der Sinn steht Dir hoch, mein Sohn. So viel mir bekannt ist, sind die Rocheforts eine edle und reich begüterte normannische Adelsfamilie. Aber das darf Dich nicht abschrecken. Auch in Deinen Adern rollt edles Blut, und je höher der Preis steht, den Du zu erringen strebst, um so größer werden die Anstrengungen sein, die Du zu machen hast, um Dein Ziel zu erreichen."

„So würde ich Eure Bewilligung finden, wenn ich meinen ersten Ausflug in die Welt nach der Normandie richtete?"

„Ich setze Deinen Wünschen keine Hindernisse entgegen. Ziehe hin in unser schönes Frankreich, nach welcher Seite der Windrose Deine Wünsche Dich tragen. Wie Dein Entschluß ein freier und selbstständiger war, so sei auch seine Ausführung lediglich Deinem eigenen Willen und Können anheimgestellt."

Die so mit einander sprachen waren der französische Privatgelehrte Alfred Eston und sein Pflegesohn Eugène d'Alembert.

Eston hatte vor etwa fünfzehn Jahren mit dem damals noch im Kindesalter stehenden Knaben seinen Aufenthalt in Paris genommen. Nach seinen Angaben stammte er aus Amiens in der Picardie, woselbst er an der dortigen Akademie der Künste und Wissenschaften früher seine Beschäftigung gehabt haben wollte. Der Knabe, welcher jetzt zum jungen Manne herangereift war, galt für den Sohn seiner Tochter, die in Amiens an einen Gelehrten aus adeligem Geschlechte, Hugo d'Alembert, verheirathet gewesen war. Beide Eltern waren wenig Jahre nach ihrer Verheirathung kurz hinter einander gestorben. Den verwaisten Knaben hatte der Großvater zu sich genommen.

Eston war im Besitze eines kleinen, aber ausreichenden Vermögens, das ihm gestattete, seinem Hange, den Wissenschaften in unabhängiger Weise zu leben, zu folgen, und auch seinem Enkelkinde eine umfassende und gründliche Bildung und Erziehung zu gewähren. Jetzt war diese Ausbildung vollendet; nun galt es, den jungen Mann den ersten Schritt in's Leben thun zu lassen, denn wenn er auch mit Eifer und Fleiß dem Studium obgelegen hatte: daß er nicht wie sein Vater und Großvater zum Gelehrten geeignet sei, das zeigte seine von Thatkraft strotzende Gesinnung zu deutlich, und Eston selbst wäre der Letzte gewesen, der ihn in seinem Beginnen aufgehalten hätte.

So traf der Alte ungesäumt die Vorbereitungen, welche die Abreise des Jünglings erforderte.

Ein kräftiges Pferd, weder zu leicht noch zu schwer, sondern, wie es für eine längere Reise unerläßlich war,

von gedrängtem Körperbau, fest in den Hufen, mit starker Brust und leicht gewölbtem Rücken, ausdauernd, muthig und unermüdlich, wurde zunächst angekauft. Denn das Fortkommen zu Pferde galt in damaliger Zeit noch als das für einen Edelmann einzig anständige. Man kannte die Post zwar in Frankreich damals schon ebenso gut, als bei uns, aber sie wurde meist nur von den Gewerbtreibenden und Kaufleuten benutzt.

Zu Pferde also, den Degen an der Seite, ein paar gute Pistolen in den Holstern und den Mantelsack hinter sich, sollte Eugène die Reise antreten. Den Degen trugen die Angehörigen der gebildeten Stände durchweg, und die Waffe gereichte nicht allein zur Wehr, sondern sie gehörte zur Tracht, den Schnallenschuhen, den seidenen Strümpfen, den Kniehosen, dem Jabot und dem Obergewande und dem leicht gepuderten Haar. Zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung trug der Reiter einen langen Radmantel mit doppeltem Kragen, in dem er, auf dem Pferde sitzend, vollkommen im Stande war, seine ganze Gestalt einzuhüllen. —

Am letzten Abend, den der junge Mann im Hause des Großvaters zubrachte, saß er mit ihm in der Stube, die ebensowohl das Studirzimmer des Gelehrten bildete, als zu gewöhnlichem Aufenthalt der Beiden diente.

„Morgen, Eugène,“ hob der Alte an, „trennt uns Zeit und Ort, darum höre noch heute, was das Alter der Jugend mit auf den Weg zu geben hat.“

„Ich höre, Vater,“ entgegnete der junge Mann, indem er seine Augen zu dem Greise erhob.

„Vor allem Anderen, mein Sohn, achte das Alter und ehre die Frauen! Das sind zwei wichtige Gebote, die ich Dir dringend empfehle. Die halbe Welt ist Dein, wenn Du mit Ausdauer nach ihnen handelst. Männern, die Dir im Alter gleichstehen, begegne frei und offen, aber bestimmt, indem Du deß eingedenk bleibst, daß nicht Jedermann die innersten Fasern Deines Herzens zu sehen braucht. Den über Dir Stehenden begegne ohne Kriecherei, weil Du Dir bewußt bist, ein Edelmann zu sein, und aus dem gleichen Grunde den unten Stehenden niemals mit Stolz oder Ueberhebung. Sei muthig, wenn die Gefahr da ist, allein suche sie nicht; sie kommt ohne Dein Zuthun. Kühnheit ist eine große Tugend des Mannes, wenn sie nicht ausartet, das bedenke! Laß Dein Wort offen sein und ohne Hintergedanken; aber Alles das, was er in seinem Inneren trägt, spricht nur der Schwätzer aus. Halte an diesen altbewährten Lehren fest, und Du wirst, was Du thust, niemals zu bereuen haben."

„Ich danke Euch, Vater, für diese Lehren, die ich meinem Gedächtnisse einprägen und mir stets zur Richtschnur nehmen werde."

„Du findest das Volk auch draußen im Lande nicht in einer Verfassung, in welcher der ruhige Bürgers- und Bauersmann nur daran denkt, sein Brod im Schweiße seines Angesichtes zu verdienen. Eine unruhige Gährung liegt auf den Massen, und wie eine große dunkle Wolke schwebt über den erhitzten Gemüthern die Sehnsucht nach einer schöneren, nach einer besseren Zeit. Vergiß nicht, wenn Du unter den Schwarm kommst, der vielleicht nicht

nur mit Worten, sondern auch mit Thaten eine Aenderung des Bestehenden anstrebt, daß die Sache des Königs allein es ist, die ein braver Edelmann zu der seinen macht. Für diese erste und heiligste Pflicht selbst das Leben einzusetzen, wenn es sein muß, zögere nicht, es ist der schönste Tod, den Du haben kannst, wenn Dir beschieden sein sollte, im Kampfe für das Recht der Krone Dein Leben zu lassen."

„So war Eure Lehre von jeher, Vater; sollte ich meinen Degen für die gute Sache einmal ziehen dürfen, so wird er nicht wieder in die Scheide kommen, es sei denn, ich dürfte Sieg auf die gute Klinge schreiben."

„Und nunmehr nach dieser allgemeinen Einleitung zu Deinen eigenen Angelegenheiten, mein Sohn! Du hast bis heute nicht anders geglaubt, als daß uns Beide die engsten Familienbande zusammenbinden; ich bin genöthigt, diesen Deinen Glauben, bevor Du Deinen selbstständigen Eintritt in die Welt hältst, zu zerstören."

„Vater!"

„Höre mit Ruhe, mein Sohn, die sehr einfache Geschichte. Der Name, den Du führst, ist der eines Todten. Eugène d'Alembert hieß der Sohn meiner Tochter. Ein entsetzlicher Unglücksfall entriß den Eltern und mir das Kind in dem zarten Alter von vier Jahren. Der Knabe spielte eines Tages mit seiner Wärterin am offenen Fenster der elterlichen Wohnung, meine Tochter rief das Mädchen zur Ausführung einer wirthschaftlichen Verrichtung zu sich, und dieses ließ in unbegreiflichem Leichtsinn das Kind an dem gefährlichen Platze, als sie dem Rufe Folge

leistete. Als meine Tochter die Kommende voller Angst nach dem Kinde fragte, war es bereits zu spät. Der Knabe hatte sich zu weit aus dem offenen Fenster gebeugt und war zwei Stockwerke hinab auf das Straßenpflaster gestürzt.

Ein im Augenblicke des Unglücksfalles am Hause vorüber gehender Benediktinermönch hob die kleine zerschmetterte Leiche auf und brachte sie in die Wohnung der bejammernswerthen Eltern zurück. Erlasse mir die Beschreibung der Scenen voll Schmerz und Verzweiflung, welche die Armen in jener entsetzensvollen Stunde und an den ihr folgenden Tagen zu durchleben hatten! Selbst der Priester, der berufen war, den Trost der Religion zu spenden, begriff gut genug, daß solche Schmerzen austoben mußten, bevor von einer Tröstung die Rede sein könne. Er verließ die Niedergeschmetterten mit dem Versprechen, daß er wiederkehren würde. Und er hielt Wort. An demselben Tage, an dem man die sterblichen Reste des Kindes dem Schoße der Erde übergeben hatte, kam er wieder. Aber er war nicht allein; er führte an seiner Hand einen kleinen, vierjährigen Knaben, Dich, mein lieber Sohn. Und er goß den Trost, der in unseres Heilands Wort für jedes arme, schwergebeugte Menschenherz zu finden ist, voll Sanftheit und Milde in unsere Herzen, und sagte den trauernden Eltern, Gott sende ihnen in Dir einen Ersatz für ihr heimgegangenes Kind. Sie hätten ihren einzigen Schatz verloren, Dir sei noch weit schwereres Leid widerfahren, denn Du stündest einsam und allein in der Welt, ohne Eltern, die Dich liebten und pflegten, ohne ein

Herz, das an Dir hinge. Deshalb brächte er den Einsamen zu den Verlassenen, damit ihre Herzen in Liebe zusammenwüchsen, und so der tiefe Schmerz eine Quelle der Beruhigung fände.

Ich weiß nicht, mein Sohn, ob die niedergebeugten Gemüther meiner Kinder sich sogleich zu einem bestimmten Entschlusse aufzuraffen vermocht hätten, wenn nicht Du selbst einen solchen herbeigeführt hättest. Du betrachtetest Dir die Gesichter der Anwesenden mit Aufmerksamkeit, so lange der Geistliche sprach, ohne seine Hand fahren zu lassen; aber als er geendet, liefst Du mit ausgestreckten Armen zu meiner Tochter, bargst Deinen Kopf in ihrem Schoße und riefst mit zärtlich bittender Stimme: ‚Mama! Mama!‘ Dieses Wort fuhr wie ein zweischneidiges Schwert durch ihr Herz; im nächsten Augenblicke hatten Dich ihre Arme an ihre Brust gerissen, Du warst unser geworden.“

Der junge Mann hatte die Augen voll Thränen, er beugte sich über die Hand des Greises und küßte sie.

„Wahrscheinlich bewog Dich zu Deinem Thun,“ fuhr der Alte fort, „eine Aehnlichkeit, die Du in den Zügen meiner Tochter mit denen Deiner Mutter entdecktest. Wir vermochten Dir hierüber keine Aussage abzulocken, aber Deine Worte, diese Worte aus Kindesmund, hatten Dir eine neue Mutter, ein neues Heim gewonnen!“

„Meine Mutter,“ sagte der junge Mann mit bebender Stimme, „sie liebte mich wie ihr Kind, wie deutlich erinnere ich mich dessen, obgleich ich noch ein Knabe war, als sie aus diesem Leben schied. Und doch ist der heu-

tige Tag dazu bestimmt, mich wieder heimathlos zu machen."

„Nein, mein Sohn," entgegnete der Greis, „die Heimath, die das Kind sich erobert, ist dem Manne geblieben. Laß mich meine Erzählung beenden, die den Beweis dafür in sich schließt. Der Geistliche erklärte, als er den Entschluß Deiner neuen Eltern vernahm, er sei nicht im Stande, über Deine Abstammung nähere Auskunft zu geben: das Geheimniß der Beichte binde seine Zunge, und das Einzige, was er verrathen dürfe, sei, daß Du aus edlem Blute geboren. Uebrigens solle ihr Entschluß kein sie für immer bindender sein. Wenn eine Zeit kommen sollte, in der ihr eigener Wille oder jetzt nicht vorauszusehende Verhältnisse ihnen den Wunsch nahe legten, ihrer jetzt übernommenen Verpflichtungen wieder entbunden zu sein, so möge man Dich in das Kloster der Benediktiner in Rouen bringen, wo man Dir Aufnahme nicht weigern werde. Dort würdest Du auch, sobald Du einundzwanzig Jahre alt geworden, jede Auskunft über Deine Person erhalten, die Dir wünschenswerth sein könnte. Und zum Beweise dafür, daß Du Derjenige seiest, den er damals übergeben, werde er Dir sogleich Deine Legitimation ausstellen. Er setzte sich seitwärts an einen Tisch, zog Tinte, Feder und Papier aus der Tasche und schrieb eine kurze Weile. Dann forderte er von Deinem Pflegevater einen Umschlag, steckte das Geschriebene hinein und verschloß ihn mit einer Oblate, indem er einen Stempel darauf drückte, den er gleichfalls bei sich trug. Er übergab uns das Schreiben und ging; wir haben ihn niemals

wieder gesehen. Der mächtige Flügelschlag der Zeit riß uns vorwärts; weil wir Dich so lieb gewannen, als seiest Du unser eigen, vergaßen wir den Mönch mit seinen Worten. Wir haben wenige Jahre später Deine Pflegeeltern mit einander begraben und sind zusammen hierher nach Paris gezogen. Du bist mein geworden, mein als ein mir von ihnen hinterlassenes Erbe. Jetzt ist die Zeit Deiner Volljährigkeit erfüllt. Empfange deshalb heute jenes Papier, mit dem in der Hand Du den Aufschluß über das Schicksal Deines Lebens erhalten wirst; gib es uneröffnet im Kloster der Benediktiner zu Rouen ab und nimm gefaßt die Eröffnungen entgegen, die man Dir machen wird."

Der Greis erhob sich, öffnete einen in die Mauer eingeschlossenen Schrank und nahm aus demselben ein schlichtes, graues, halbvergilbtes Couvert, das er dem jungen Manne übergab.

Aufmerksam betrachtete es dieser, aber es war nichts weiter zu sehen, als ein einfacher Briefumschlag ohne Aufschrift und verschlossen. Das Siegel zeigte einen Mönch, der in den erhobenen Händen das Kreuz hielt; um dieses standen die Worte: In hoc signo vinces.*)

„Aber ich bleibe Dein Sohn, mein Vater, falle mein Schicksal, wie es wolle," sagte der Jüngling weich.

„Du bleibst mein lieber Sohn immerdar, aber nunmehr hältst Du Dein Geschick in Deiner eigenen Hand."

Darauf schieden die Beiden mit einem Händedruck.

---

*) In diesem Zeichen wirst Du siegen.

Zum letzten Male stieg Eugène in das kleine Stübchen im Oberstocke hinauf, das er bisher das seine nannte.

Nach unruhiger Nacht rüstete er sich in der Morgenfrühe zur Reise und ging die Treppe hinunter in's untere Zimmer, um mit dem Vater zum letzten Male zu sprechen.

Schweigend saßen lange die beiden Männer bei dem Frühmahle. Als es beendigt war, holte der Alte einen mit Gold wohl gespickten Beutel aus demselben Schranke, aus dem er gestern Abend das Couvert geholt hatte.

„Dein Reisegeld," sagte er, den Beutel dem Jünglinge überreichend, „es wird für Deinen ersten Zug ausreichen."

Dankend nahm der Andere den Beutel.

„Gebt mir Euren Segen, mein Vater, bevor ich aufbreche," bat er.

Segnend legte der Greis seine Hand auf das Haupt des Jünglings. Leise Worte murmelten seine Lippen, die lauten versagte ihm die Rührung.

Draußen scharrte schon das Roß im Sande. Leicht schwang sich Eugène in den Sattel. Einen Händedruck tauschte er noch mit dem Vater, dann ritt er die enge Gasse hinunter.

Ebenso munter, als sein Roß auf dem Pflaster dahin trabte, ebenso lustig schlug ihm das junge Herz in der Brust.

Dazu schaute die goldene Sonne strahlend von unumwölktem Himmel und der warme Frühjahrswind spielte mit den Locken, die unter dem breiten Filzhut hervorquollen.

Das Herz war ihm weit und die Seele voll Sehnsucht. Er dachte ihrer, die er zu finden auszog. Und vor seinen Augen stand das Bild der holden Gestalt, und es war ihm, als neigte sie sich ihm grüßend zu.

Drittes Kapitel.

Auf dem Schlosse zu Rambonillet hatten die im ersten Kapitel geschilderten Ereignisse einen erheblichen Umschlag zu Gunsten des Chevalies hervorgebracht. Nach dem Recht der Geburt war er an die Stelle seines verunglückten Vetters zunächst als Vormund des verschwundenen Kindes getreten; da es aber den unausgesetzten Bemühungen der Mutter in keiner Weise gelang, auch nur die allergeringste Spur von ihrem verlorenen Lieblinge aufzufinden, so neigten schon nach Jahresfrist die Gerichte zu der jedenfalls sehr wahrscheinlichen Annahme, für die ja auch alle begleitenden Umstände sprachen, daß Eugène v. Rambonillet mit dem Söhnchen des Gärtners seinen Tod gefunden habe, und daß seine Leiche von den Wassermassen des starken Stromes dem Meere zugeführt worden sei.

Diese Annahme hatte zur natürlichen Folge, daß Franz v. Rambonillet nach Ablauf eines weiteren Jahres als gesetzlicher Erbe des Marquisats Rambonillet anerkannt wurde, und die Herrschaft unter dem Titel des Familienoberhauptes übernahm.

Die Einzige, welche an eine Darstellung der Dinge, wie sie Seitens des Gerichtes angenommen wurde, durchaus nicht glauben wollte, sondern daran festhielt, daß ihr [illegible] an jenem Schreckenstage nicht umgekommen sei, war

die Marquise. Sie hing mit aller Zähigkeit an dem Gedanken, daß ihr Sohn noch lebe, und weder der Zuspruch ihres Vaters, noch der Lauf der vorschreitenden Zeit vermochte sie von ihren Hoffnungen abzudrängen. Und doch mußte sich jeder Unbefangene sagen, daß sich schwerlich jemals auch nur die entfernteste Aussicht auf die Verwirklichung jener Hoffnungen bieten würde.

Die Marquise, jetzt eine Frau zu Ende der dreißiger Jahre, war noch immer eine schöne Erscheinung; der Gram hatte zwar einige tiefe Linien auf ihrem Antlitz eingegraben, aber der Reiz ihrer Gesichtsbildung, die Eleganz ihrer Bewegungen und die Anmuth ihres ganzen Auftretens hatte im Verlauf der Jahre durchaus keine Veränderungen erfahren. Nur in ihrer Kleidung war gegen die Pracht früherer Tage die Einförmigkeit und Nüchternheit des gebeugten Herzens ausgedrückt; die schwarzen Trauergewänder, die sie um den Gatten angelegt, waren niemals mit solchen wieder vertauscht worden, welche darauf hätten schließen lassen, daß ihre Seele den Trost gefunden hätte, dessen sie bedurfte.

Sie hatte das Schloß verlassen, dessen Räume der Nachfolger ihres Gatten allein benutzte, und hatte ein kleines Haus im Parke bezogen, das von Alters her der Wohnsitz für die Wittwe des Geschlechtes war. Hier lebte sie einsam mit ihren Frauen, und das reiche Einkommen, welches ihr der Heirathskontrakt sicherte, floß zum größten Theile in die Taschen der Armen.

Der Marquis Franz v. Rambouillet hatte die ihm durch die Erlangung des großartigen Besitzthums plötzlich

in die Hände gelangten umfänglichen Mittel dagegen lediglich zur Förderung seiner Neigungen und Vergnügungen verwendet. Arm war er ja auch von Haus aus niemals gewesen, aber der Unterschied zwischen dem Einkommen des Mitgliedes einer Seitenlinie und dem des Seniors der Familie war selbstredend ein ungeheurer. Kaum war Franz v. Rambouillet als Marquis anerkannt, so war sein Erstes, sich nach Paris an den Hof zu begeben, sich bei dem Könige und der Gräfin Dubarry vorzustellen und sich in solcher Weise allen den Freuden und Vergnügungen anzuschließen, welche das üppige Hofleben bot.

Allein nur wenige Jahre verstrichen ihm dort im gewohnten Taumel; schon im Jahre 1774 starb Ludwig XV. plötzlich an den Blattern, und sein junger Nachfolger, Ludwig XVI., von dem bei seinem Regierungsantritt das bekannte Wort gehört wurde: „Ah, welch' ein Unglück für uns, wir sind zu jung zum Regieren!" war keineswegs gesonnen, in den Fußstapfen seines Großvaters weiter zu schreiten.

Die Umwandlung, welche das Hofleben nach dem Tode Ludwig's XV. erlitt, war daher nicht nach dem Sinne des Marquis; er zog sich gänzlich von Paris zurück und blieb Jahre lang an den Höfen der Bourbonen in Italien, wo man noch nicht daran dachte, daß die Zeit so nahe sei, welche so viele Kronen fallen sehen und so manchen Thron umstürzen sollte.

Endlich trieben ihn die Unruhen, die Frankreich zu Ende der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts zu

durchzucken begannen, nach seinem Stammschlosse in der Normandie zurück.

Aber die Jahre hatten dem Manne erheblich mitgespielt, nicht weniger die Ausschweifungen. Obgleich er erst im Anfang der vierziger Jahre stand, war sein Haar schon grau und seine Stirne gefurcht; auch der tückische Zug, der um seinen Mund lag, trat deutlicher hervor, und jetzt nicht mehr allein, wenn er lachte.

Selbst die Art seines Auftretens hatte sich nicht zu ihrem Vortheile verändert. Die gewandten Umgangsformen, die ihm zu Gebote standen, hatten ihn zwar bis heute nicht verlassen, und er verfügte über sie, sobald er wollte; aber dieser Wille fehlte leider gar zu häufig. Er hielt es überhaupt nicht für der Mühe werth, sich einem Zwange zu unterwerfen.

So zeigten sich die weniger schönen Eigenschaften seines von Haus aus übel angelegten Charakters im unverdeckten Lichte: Härte, Schroffheit, Tücke, Egoismus und Ueberhebung.

Wir finden den Marquis in seinem Schreibzimmer beschäftigungslos auf und ab wandelnd. Es war fast Mittagszeit, und wiederholt fiel der Blick des Marquis, sobald er an die Fenster gelangte, auf den Schloßhof hinab, als ob er auf Jemand harre, der ankommen solle, und sein Gesicht zeigte wieder und wieder die Miene der Enttäuschung, sobald er sich auf's Neue überzeugte, daß seine Voraussetzungen noch immer nicht eintreten wollten.

Da trat endlich der Diener ein und meldete den Advokaten Frontignac aus Rouen.

Eine kurze gebieterische Handbewegung hieß ihn den Gemeldeten einzuführen.

Der Eintretende war ein Mann gegen Ende der fünfziger Jahre mit einer Adlernase und einer mächtigen Platte. Die Spuren auf seinem Gesichte ließen erkennen, daß er mit Vorliebe dem Genusse des Weines fröhne, denn nicht nur die mächtige Nase, sondern auch die Stellen der Backen in unmittelbarer Nähe derselben waren von einem dichten Geäste blauer und rother Aederchen durchzogen.

Der Advokat machte dem Marquis eine tiefe Verbeugung; ein Kopfnicken dankte ihm, das genau die Mitte hielt zwischen dem Gruße an den Gleichgestellten und dem Danke an den Untergebenen.

„Der Herr Marquis haben die Güte, sich zu erinnern," begann der Notar, „daß der Termin heute gekommen ist zur Abführung der aufgelaufenen Pachtgelder."

Er machte eine Pause und blickte auf den Marquis, als ob er von diesem eine Gegenrede erwarte, aber weil dieser nur ungeduldig mit dem Kopfe nickte, fuhr er fort, indem er aus den Taschen seiner weiten Beinkleider nach und nach verschiedene größere und kleinere Rollen herauszog und vor sich auf den Tisch aufschichtete: „Es wäre mir angenehmer, gnädiger Herr, wenn ich Ihnen berichten dürfte, daß die Geldeinnahme um so viel gestiegen wäre, als sie gefallen ist. Allein ein erheblicher Ausfall kann meinerseits nicht verschwiegen werden. Die Bauern klagen über die ungeheuren Lasten und behaupten, daß sie vollkommen außer Stande seien, dieselben länger in solchem Umfange aufzubringen."

„Wie, Frontignac, schon wieder einen Ausfall?“ versetzte der Marquis, „nachdem ich Euch doch bei unserer letzten Abrechnung mit aller Bestimmtheit erklärt habe, daß ich auf einen solchen unter keinerlei Umständen wieder zu stoßen wünsche! Ihr seid lässig in der Beitreibung des Geldes und gebt den Schuften zu viel Gehör, die mich zu betrügen versuchen. Mit Nachsicht und Milde werdet Ihr dieser Bande gegenüber niemals vorwärts kommen!“

„Ich kann versichern, gnädiger Herr, daß meinerseits Alles angewandt wird, was irgend geschehen kann, um die ausstehenden Zehnten und Abgaben einzutreiben, aber ich gestehe es, der Erfolg wird ein immer geringerer, und die allgemeine Lage läßt keine Zweifel darüber aufkommen, daß wir nicht allzuweit von dem Zeitpunkte entfernt sind, wo diese schon so spärlich rinnende Quelle überhaupt zu fließen völlig aufhören wird. Was dann werden soll, scheint mir zunächst sehr fraglich.“

„Schlimm genug, wenn Ihr Recht hättet, doch betrachten wir dieses unerquickliche Thema vorläufig als abgethan,“ versetzte der Marquis, indem er die Geldrollen über den Tisch an sich zog und mit einem Seufzer der Enttäuschung sie flüchtig durchzählte. Dann erhob er sich und nickte dem Advokaten leicht zu. Dieser verstand, daß er entlassen sei und verschwand nach einer tiefen Verbeugung.

Man hatte für Meister Frontignac in einem der Zimmer im Unterstock des Schlosses ein reichliches Frühstück aufgestellt, und während der Advokat mit der Einnahme

desselben eifrig beschäftigt war, trat der Haushofmeister des Marquis zu ihm in's Zimmer.

Kaum hatten sich die beiden Herren auf's Herzlichste begrüßt, so fragte der Letztere: „Wie fandet Ihr den Herrn Marquis, Meister Frontignac?“

„Uebellaunig, wie große Herren gegen die Leute zu sein pflegen, von denen sie Geld erwarten und die mit halb leerer Tasche kommen.“

„Ihr brachtet weniger, als der gnädige Herr erwartet hatte, und er ließ Euch deshalb seinen Unwillen fühlen?“

„Genau, wie Ihr sagt, Herr Haushofmeister. Und von mir sollt Ihr hören, daß diese Dinge überhaupt ihrem Ende mit starken Schritten entgegengehen. Das Volk will nicht allein nicht mehr zahlen, sondern es fehlt ihm dazu auch jede Möglichkeit. Ehe Jahr und Tag vergehen, werden die Einkünfte aus dem großen Grundbesitz so gut wie Wasser sein. Sonst hatte die Familie neben diesen Einkünften ein großes Baarvermögen, das die Frauen mit den wechselnden Generationen ihren Gatten zugebracht hatten. Das liegt zur Zeit in den Hotels von Paris und Neapel. Nun sagt mir, Herr Haushofmeister, woher sollen künftig die Mittel kommen zur Erhaltung dieses verschwenderischen Haushaltes und zur Bezahlung des Leibgedinges der verwittweten Frau Marquise?“

„Ihr macht mir Angst, Meister Frontignac! Sollte ich, der älteste Diener des Hauses, am Ende meine letzten Tage nicht in Ruhe beschließen können?“

„Das wäre möglicher, als Ihr jetzt glaubt, aber damit es nicht geschieht, so sagt mir, wenn Ihr den Namen des

ältesten Dieners vom Hause wirklich verdient, den Ihr in Anspruch nehmt: mit welchen Plänen trägt sich der Herr Marquis?"

Der Haushofmeister schaute erschrocken auf, aber er fand in dem grinsenden Gesichte des Anderen sogleich eine gewisse Beruhigung. Nichtsdestoweniger beugte er sich zum Ohre des unverdrossen weiter Schmausenden und flüsterte: „Er will heirathen!"

„Bravo, aber wen?"

„Die verwittwete Frau Marquise."

„Ein vortrefflicher Gedanke! Lassen Sie uns darauf unsere Gläser leeren!"

Viertes Kapitel.

So munter und frisch wie der junge Tag, der ihm entgegenlachte, trabte Eugène d'Alembert auf der Landstraße dahin. Längst waren die letzten Häuser der Metropole hinter ihm verschwunden, und nur die fernen Kuppeln und die hohen Thürme der Kirchen schienen ihm noch einen Abschiedsgruß zuzuwinken, wenn er sich rückwärts nach ihnen umschaute.

Er that das auch im Anfange wiederholt, bald aber verschwand, was er dort zurückgelassen hatte, vor seinem inneren Auge mehr und mehr, und sein Blick richtete sich auf das, was nunmehr seiner Erwartung nach kommen mußte. Aber wenn er mit Aufmerksamkeit die Bilder ordnete, die ihn umgaukelten, so mußte er sich sagen, daß er in Wirklichkeit nichts vor sich sah, als einen lieblichen Mädchenkopf, und daß der bunte Kranz, der ihn umgab,

nur bevölkert war von den Gestalten seiner Träume, von den Gebilden seiner Phantasie.

Und doch fühlte er sich glücklich.

Du glückliche Jugend, welcher der Wahn die Wirklichkeit ersetzt! Warum entfliehst Du so rasch?

Als die Hufeisen des Pferdes auf dem Pflaster von Versailles klapperten, fühlte er erst, daß er bereits einen starken Ritt gemacht hatte: der Hunger meldete sich, und auch der Gaul machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe, als er an einer vor der Thür eines Wirthshauses aufgestellten Krippe vorbeigehen mußte, gleich wie wenn er seinen Herrn daran erinnern wolle, daß auch für ihn die Stunde des Fütterns längst vorbei sei.

Diese gegenseitige Uebereinstimmung zwischen dem Verlangen des Reiters und des Rosses brachte bei dem Ersteren sogleich den Entschluß zur Reife, sich baldmöglichst nach einem Mittagessen umzusehen.

Er war die nächste Straße noch nicht völlig hindurch geritten, als sich ihm ein Wirthshaus zeigte, das er mit prüfenden Blicken maß, ob es wohl seinen Zwecken entsprechen möchte.

Der Gaul bedurfte einer solchen Prüfung nicht. Hinter einer halbvollen Krippe war ein Pferd angebunden, das eben sein Futter verzehrte; ohne jedes Bedenken trat er zu diesem Kameraden und steckte das Maul in den Hafer, obgleich ihn die Trense am Fressen hinderte und das andere Pferd, mit einem unwilligen Schnauben und einem Bisse nach dem Unbescheidenen, dem Eindringling einen Eingriff in seine Rechte verwehren zu wollen schien.

Lachend schwang sich Eugène vom Pferde und rief nach dem Hausknecht.

„Hafer für mein Pferd," rief er, „aber laßt es eine wohlgefüllte Metze sein! Reibt das Thier ab und laßt es saufen, sobald es gefressen hat, es hat heute sein Futter schon verdient."

Während der Hausknecht geschäftig mit dem Verlangten herbeieilte, hatte die laute Stimme des jungen Mannes den Wirth selbst aus der Gaststube herbeigezogen. Mit einem Bücklinge trat er näher.

„Kann ich ein Mittagessen haben und eine Flasche trinkbaren Weines, Herr Wirth?" fragte Eugène, indem er sich gleichzeitig überzeugte, daß auch seinem vierfüßigen Gefährten die erforderliche Sorgfalt erwiesen wurde.

„Man trägt soeben im Gastzimmer einem jungen Reisenden das Mittagessen auf, gnädiger Herr," versetzte der Gastwirth mit einer neuen Verbeugung, „wenn Sie belieben sollten, daran Theil zu nehmen, so werde ich sogleich ein Gedeck für Sie auflegen lassen."

„Das paßt in der That vortrefflich! Ich versichere Ihnen, daß mein Hunger von nichts Anderem, als meinem Durste übertroffen wird. Darum rasch vorwärts! Zuerst einen tüchtigen Trunk und dann sogleich ein mundgerechtes Essen!"

Der Wirth öffnete ihm die Thüre zur Gaststube und ließ Eugène eintreten. In der Mitte des Zimmers stand ein mit einem weißen Tuche gedeckter Tisch. Ein Gedeck war aufgelegt, neben welchem eine Flasche Rothwein stand. Hinter diesem Gedeck saß ein junger Mann, vielleicht einige

Jahre älter als Eugène, aber mit scharf markirten Zügen und einem mächtigen Schnurr- und Knebelbarte, ein Paar feurigen Augen und einem ernsten und bedächtigen Gesichte.

Eugène begegnete dem auf ihn gerichteten Blick des Unbekannten mit einigen Worten des Grußes; mit einer abgemessenen Verbeugung wurde ihm der stumme Dank des Begrüßten.

Der Wirth erschien mit der bestellten Flasche Wein für seinen zweiten Gast und brachte gleichzeitig ein zweites Gedeck mit. Mit einer Handbewegung lud er Eugène dann ein, Platz zu nehmen.

Eugène folgte der Einladung; bevor er sich jedoch niederließ, wandte er sich an den, mit dem er speisen sollte, und sagte im Tone konventioneller Höflichkeit: „Gestatten Sie mir, mein Herr, daß ich mich Ihnen vorstellen darf, mein Name —"

Der Angeredete unterbrach ihn mit einem stechenden Blicke aus seinen grauen Augen und einer abweisenden Geberde seiner Hand.

„Bemühen Sie sich nicht, mein Herr," sagte er mit einer so kühlen und scharfen Stimme, daß sie dem höflichen Eugène durch und durch drang, „ich liebe nicht die Bekanntschaften, die auf der Landstraße oder in deren nächster Nähe gemacht werden."

„Auch wenn Sie Ihre Worte in eine etwas andere Form gekleidet hätten, würde ich Ihnen nicht weiter lästig geworden sein," versetzte Eugène, dem bei der Unhöflichkeit seines Gegenüber ein leichtes Roth in die Wangen gestiegen war.

„Mir genügt diese," entgegnete der Fremde, indem er den Deckel der Suppenschüssel abhob und sich herausnahm.

Schweigend folgte Eugène seinem Beispiele; schweigend verhielten sich Beide bei der Fortsetzung des Mahles. Das Essen war vortrefflich, Eugène aber bemerkte wenig von der vortrefflichen Zurichtung der Speisen, er aß nur mechanisch, um seinen Hunger zu stillen, weil er bei jedem Bissen an die Unhöflichkeit des Anderen sich erinnerte.

Rascher, als es sonst geschehen sein würde, beendete er seine Mahlzeit, trank seinen Wein aus und rief nach dem Wirthe, um seine Zeche zu bezahlen.

Er erhob sich, als das Letztere geschehen war, ohne sein Gegenüber eines weiteren Blickes zu würdigen. Auch Jener schenkte ihm nicht die geringste weitere Beachtung.

Als Eugène vor die Thüre des Wirthshauses trat, schwenkte der Hausknecht gerade den leeren Eimer aus; das Pferd war ebenfalls zur Weiterreise fertig. Er schwang sich auf und trabte davon.

Die Straße von Versailles zieht sich, wenn man von dort aus nach den normannischen Bergen gelangen will, in dem breiten und ausgedehnten Thale dahin, welches die Seine in ihren mächtigen Windungen durchfluthet. Städte von einiger Bedeutung liegen an dieser Straße nicht, aber die Besitzungen des Adels reihen sich aneinander, und während die Schlösser derselben mehr in dem sanft aufsteigenden Hügellande liegen, breiten sich die Dörfer und Flecken der Bauern in dem Thale zu ihren Füßen aus.

Eugène ritt durch einen dieser kleinen Orte, halb und ganz nackte Kinder spielten auf der Straße im Staube, oder kugelten sich auch wohl mit einigen jungen Ferkeln gemeinschaftlich im seichten Wasser des neben dem Wege dahinrieselnden Baches; apathisch saßen die Bewohner der niederen Hütten vor ihren Thüren und glotzten auf den Vorbeireitenden. So lange er den ihn Betrachtenden das Antlitz zuwandte, waren ihre Augen mit dem Ausdrucke stumpfer Neugier auf ihn gerichtet, sobald sie seinen Rücken sahen, ballten sie die Fäuste und murmelten ihm Drohungen nach.

Das Feuer begann zu brennen unter der Asche, schon sahen die Bauern in Jedem, der dem Anscheine nach in einer besseren Lage war als sie selbst, den Feind, welchen sie bekämpfen mußten.

Als Eugène sich dem zweiten Dorfe nahte, bemerkte er plötzlich, daß sich das regelmäßige Klappern der Eisen auf der harten Straße nicht mehr im vier Vierteltakte, sondern nur noch mit Ausfall des vierten Schalles hören ließ. Das bedeutete, daß der Gaul eines seiner Eisen verloren habe. Dem mußte also im nächsten Dorfe abgeholfen werden.

Das dritte Haus, auf das er in der nahen Ortschaft stieß, war das des Schmiedes. Er stieg ab, und während der rußige Inhaber der Werkstatt dem Gesellen das Eisen am Feuer glühen hieß, lehnte der junge Edelmann an einer der Thürsäulen und betrachtete das Dorf und seine Bewohner.

Aber er hatte seinen Platz noch nicht eine Minute

eingenommen, als er einen Reiter in schlankem Trabe die Straße heraufkommen sah, die er soeben selbst hinter sich gelassen; er bedurfte auch durchaus keiner besonderen Anstrengung, um in dem Ankommenden Denjenigen zu erkennen, der das heutige Mittagsmahl in so wenig entgegenkommender Weise mit ihm getheilt hatte.

Das war für ihn Grund genug, sein Auge starr in die Ferne zu richten und eine bekannte Melodie leise vor sich hinzupfeifen.

Der Fremde hielt an und stieg ab.

„Am linken Vorderhufe," sagte er zu dem Schmied, der eben mit dem Eisen aus der Werkstatt in's Freie trat, „fehlen zwei Nägel. Bessert den Schaden aus, bevor das Eisen verloren geht!"

Während der Schmied den Gesellen rief und die verlorenen Nägel zu ersetzen befahl, fand der Fremde keinen geeigneteren Platz, sich selbst unterzubringen, als die andere Seite der Thür, an deren einem Pfosten Eugène lehnte.

Das war die zweite Begegnung der Beiden heute, sie unterschied sich von der ersten nur dadurch, daß sie vollkommen wortlos verlief.

Kaum fünf Minuten später hatte der Geselle die fehlenden Nägel am Vorderhufe des fremden Pferdes ergänzt, der Reiter zog den Beutel, zahlte was gefordert wurde, schwang sich auf und ritt davon.

Eugène fühlte sich förmlich von einer Last befreit, als Jener aus seinem Gesichtskreise entschwand. Je mehr er sich die Erscheinung des Unbekannten vergegenwärtigte, desto mehr erschien sie ihm von einem martialischen und

eisenfresserischen Glanze umgeben, der ihm weniger und weniger behagen wollte.

Eine volle halbe Stunde nahm das Aufschlagen des neuen Eisens in Anspruch. Erst nach dieser Zeit brach er wieder auf.

Hoffentlich war der Fremde nun schon so weit entfernt, daß er ihn, wenn auch ihr Weg noch länger ein gemeinschaftlicher sein sollte, nicht wieder erreichen würde.

Eine Strecke hinter dem Dorfe war die Straße gut, rasch kam er vorwärts. Aber bald wurde der Weg steinig und die Umgebung kahl. Ein Ausläufer der normannischen Berge zog sich hier weit in's Thal. Bei der nächsten Biegung der Straße tauchte ein Reiter vor ihm auf, der neben seinem Pferde herschritt und dasselbe am Zügel führte. Das Pferd lahmte. Der Mann blieb wiederholt stehen und machte sich an dem Thiere zu schaffen; so geschah es, daß Eugène in kurzer Zeit näher an ihn herankam, und als dies geschehen war, gar bald erkannte, daß er abermals den Fremden vor sich habe, mit dem er am heutigen Tage wiederholt zusammengetroffen war.

Er wollte an ihm vorbeireiten, ohne ihn eines Blickes zu würdigen und spornte zu dem Zwecke das Roß trotz des steinigen Weges. Aber sein Vorhaben sollte ihm nicht gelingen. Gerade in dem Augenblicke, als er den Fremden erreichte, hob dieser mit einer bittenden Geberde die Hand auf und rief: „Versagen Sie für einen Augenblick einem Reisenden Ihre Hilfe nicht, mein Herr! Bei meinem Thiere hat sich ein spitziger Stein zwischen Eisen und Huf geschoben, ich würde ihn zu entfernen vermögen,

wenn das Pferd zum Stehen gebracht werden könnte. Aber weil es bei jedem Versuche Schmerz empfindet, ist es nicht zum Stillhalten zu bewegen. Wenn Sie die Güte haben wollten, es für eine Minute am Zügel zu halten, würde ich das Nöthige rasch zu vollbringen im Stande sein."

Eugène antwortete nicht, aber er streckte die Hand aus, in welche der Andere die Zügel seines Pferdes legte. Der Fremde hob sodann den rechten Vorderhuf des Rosses auf und schlug mit einem einzigen Schlage des Knaufes seiner Pistole, die er zu diesem Zwecke aus dem Halfter gezogen hatte, den eingedrungenen spitzen Stein zwischen Huf und Eisen heraus.

Das Thier stieß ein leises Gewieher aus, als wolle es seine Freude ausdrücken, daß es seines Schmerzes ledig sei.

Der Fremde griff nach dem Zügel.

„Ich bin Ihnen Dank schuldig, mein Herr," begann er; aber das Weitere hörte Eugène nicht an. Mit einem kräftigen Schenkeldrucke hatte er sein Roß vorwärts getrieben. Er wünschte keinen Dank aus dem Munde, aus welchem ihm heute schon eine Unhöflichkeit entgegengeschallt war.

Dieses Mal war der Vortheil auf seiner Seite. Er hatte den Beistand nicht verweigert; daß er sich dem Danke entzog, konnte den Anderen nach den Vorgängen am Mittag nicht Wunder nehmen.

Die Sonne sank, als er in eine größere Ortschaft einritt. Der Gaul ließ den Kopf hängen, er hatte mit der

Zurücklegung des heutigen Weges ein tüchtiges Stück Arbeit gethan.

Ein Wirthshausschild hing an einer langen Stange vor der Thüre eines freundlich gelegenen Hauses; das Bild ließ weniger aus der abgemalten Gestalt des Thieres, als aus der Unterschrift erkennen, daß der Gasthof den Namen „Zum goldenen Einhorn“ führte.

Das Haus erschien unserem jungen Freunde einladend genug, um es zur Nachtherberge zu wählen; er ließ den müden Gaul in den Stall ziehen und trat selbst in die Gaststube, wo ihm der Wirth mit einer Begrüßung und der Frage nach seinen Bedürfnissen entgegenkam.

Nach einem Glase Wein und einem Nachtessen verlangte der Reisende.

Der Wirth brachte zunächst den Wein. Das Nachtessen werde folgen, sobald dessen Bereitung, mit der man in der Küche bereits begonnen, beendet worden sei, sagte er.

Der Reisende probirte den Wein, er war vortrefflich. Er belebte sichtlich seine von den Anstrengungen der Reise ermatteten Glieder. Er sah sich im Zimmer um, die Zahl der anwesenden Gäste war gering. An einem der vorderen Tische saßen einige Leute, anscheinend Handeltreibende, denn die schweren Packen, welche sie bei Ausübung ihres Gewerbes mit sich führten, lagen in ihrer Nähe. Von den Ortseinwohnern war Keiner zugegen, die Bauern hatten kaum Brod, die hungrigen Mäuler im Hause zu füttern, geschweige denn an einem Werktage Geld zum Besuche des Wirthshauses.

Nach kurzer Zeit trug der Wirth das Abendessen auf

und Eugène machte Anstalten, sich dem erwünschten Genusse hinzugeben. Kaum aber hatte er die ersten Bissen über die Lippen gebracht, als sich draußen vor dem Hause das Geräusch hören ließ, welches ein zu Roß ankommender Reisender verursachte.

Gleich darauf öffnete sich die Thüre und der ominöse Fremde schritt über die Schwelle.

Er warf einen einzigen raschen Blick durch das ganze Zimmer, erkannte seinen Genossen beim Abendessen und setzte sich ohne weitere Ceremonie sogleich an denselben Tisch ihm gegenüber.

„Sie haben sich meinem Danke entzogen," begann er, „als ich Ihnen denselben unterwegs entgegenbringen wollte, allein wenn ich meine Schuld auch nur mit Worten bezahlen kann, so will ich dies zu thun doch keineswegs unterlassen. Unsere gegenseitige Bekanntschaft fand heute Mittag kein Gedeihen: die Schuld lag an mir. Gestatten Sie mir also, mein Herr, daß ich es diesmal bin, der sich Ihnen vorstellt, ich heiße —"

Eugène hob die Hand.

„Bemühen Sie sich nicht, mein Herr," sagte er, indem er seiner Stimme den kühlsten Ton gab, über den er zu verfügen hatte, „ich liebe nicht die Bekanntschaften, die auf der Landstraße oder in deren nächster Nähe gemacht werden."

Der Fremde blickte mit seinen stechenden Augen zu ihm auf.

„Wissen Sie auch, mein Herr," versetzte er langsam, indem er den Arm leicht auf den Tisch stützte, als ob er

sich zu erheben gedächte, „daß Sie mit Ihren Worten mich beleidigen?“

„Wenn dieselben Worte, welche Sie, mein Herr, bei Gelegenheit unseres heutigen Mittagessens mir anzuhören gaben, für Sie aus meinem Munde eine Beleidigung enthalten, so können Sie wohl nicht leugnen, daß auch Sie heute bereits den Versuch gemacht haben, mich zu beleidigen. Halten Sie sich deshalb meinetwegen für beleidigt oder nicht: ich kümmere mich darum nicht im Geringsten.“

„Ihre Zunge ist so scharf, mein Herr, daß ich Sie bitten muß, mich auch die Schärfe der Klinge erproben zu lassen, die Sie da an Ihrer Hüfte tragen!“

„Mit dem größten Vergnügen; Sie haben Ihre ursprüngliche Absicht während des ganzen heutigen Tages mit einer Ausdauer verfolgt, die meine Bewunderung in so hohem Grade erregt, daß ich Sie durchaus nicht um einen würdigen Schluß Ihres Vergnügens bringen will.“

„Es ist noch vollkommen hell genug, daß wir miteinander einen kleinen freundschaftlichen Spaziergang hinten in des Wirthes Garten machen können. Dort wird uns Niemand im Wege sein, wenn wir uns die Hälse brechen.“

„Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden, allein Sie sehen ein, wie ich hoffe, daß ich zuvor mein Abendessen beenden muß, denn ich werde es im anderen Falle nur kalt und verdorben wieder finden.“

„Sehr wohl, mein Herr!“

Eugène [illegible] in seiner Mahlzeit fort und da man auch für [illegible]nden das Abendessen brachte, so nahm

dieser keinen Anstand, dem Beispiele seines Gegners zu folgen.

Aber die Blicke der beiden Gegenübersitzenden kreuzten sich wie die zweier Kampfhähne, die man im Begriff ist, auf einander loszulassen.

Als Eugène sein Abendessen beendet hatte, wartete er ruhig ab, bis auch der Fremde sich gesättigt hatte. Sobald er aber sah, daß Jener Messer und Gabel niederlegte und sich den mächtigen Schnurrbart drehte, erhob er sich, setzte seinen Hut auf und ging nach der Thüre.

Sein Gegner folgte ihm. Bevor sie die Thürschwelle überschritten, tippte Letzterer Eugène auf die Schulter und fragte, als sich dieser umblickte: „Edelmann?"

„Natürlich. Und Sie?" lautete die Gegenfrage.

„Ebenbürtig!"

Sie gelangten in den Garten hinter dem Hause. Es war nicht mehr weit von acht Uhr Abends, und die Sonne war bereits hinter dem Horizonte verschwunden. Aber es herrschte trotzdem noch die Helligkeit des Tages. Der Fremde, als der Aeltere, suchte und fand bald eine geeignete Stelle für ihr Vorhaben, bestimmte mit der Miene des Kenners die Plätze, indem er Wind und Licht nach Möglichkeit gleichmäßig vertheilte und lud Eugène zur Auswahl ein.

Dieser trat auf den ihm zunächst liegenden Platz, warf seinen Rock ab und zog den Degen.

Sein Gegner trat ihm gegenüber. Die Klingen kreuzten sich.

Der Fremde machte einen gewandten Vorstoß, schlug

eine Finte und versuchte, rasch nachstoßend, seinen Gegner zu treffen. Aber Eugène war auf der Hut. Er hatte nicht zum ersten Male die blanke Klinge in der Hand. Er erkannte auch sofort, daß er einen überlegenen Gegner vor sich habe. Es war deshalb nöthig, daß er sich zunächst auf die Vertheidigung beschränkte.

Er parirte mit Glück und Geschicklichkeit den gefährlichen Stoß.

Der Andere senkte nach dem ersten Gange die Spitze des Degens.

„Vortrefflich," sagte er, „in der That außerordentlich! Der Sie fechten lehrte, mein Herr, war ein Meister. Aber fahren wir fort!"

Die Gänge folgten rasch auf einander. Aber keiner brachte eine Entscheidung. Die Kaltblütigkeit, über die Eugène bei Beginn des Kampfes verfügt hatte, verlor sich nach und nach. Das heiße Blut der Jugend siedete in seinen Adern, und der eben erst genossene Wein hatte keineswegs zu einer Beruhigung desselben beigetragen. Er beschloß, um der Sache ein Ende zu machen, zum Angriff überzugehen.

Schon im nächsten Gange führte er seine Absicht aus. Den Vorstoß des Gegners, den er erwartete und der darauf gerichtet war, seinen rechten Arm zu treffen, parirte er mit aller Kraft, so daß der feindliche Degen mit Gewalt seitwärts vorbeiglitt, und rasch nachstoßend hätte er um eines Haares Breite die eigene Klinge dem Gegner durch die Brust gerannt. Nur dadurch, daß Jener rasch zur Seite sprang, entging er der Verwundung.

„Teufel," rief er, „das war gut gemeint, mein Herr! Bei meinem Barte, Sie hatten die beste Absicht, mich die Erde küssen zu lassen! Ich sehe, ich muß ein Ende machen!"

Und er strich sich den Schnurrbart mit der freien linken Hand, bevor der nächste Gang begann.

Diesmal machte Eugène den ersten Angriff, aber es schien ihm, als ob die Klinge, auf die er mit der seinen traf, von einem Handgelenke aus Stahl geführt werde, so kräftig war die Parade.

Im nächsten Augenblicke fühlte er einen stechenden Schmerz im rechten Oberarm, der ihn zwang, den Degen sinken zu lassen. Der Aermel seines Hemdes färbte sich mit Blut.

„Haben Sie Dank, mein Herr, für die Genugthuung, die mich völlig befriedigt," sagte sein Gegner. „Und nunmehr lassen Sie mich Ihnen sagen, wem Sie die Ehre erwiesen haben, den Degen mit ihm zu kreuzen. Mein Name ist Gaston de Serquigny."

„Sie sind aus der Gascogne, mein Herr?"

„Gewiß, woraus schließen Sie das?"

„Aus der Art, wie Sie Ihren Degen führten. Sie fochten mit Eugène d'Alembert."

„Es gereicht mir zur besonderen Ehre, einen so ebenbürtigen Gegner gefunden zu haben. Doch jetzt lassen Sie uns vor allen Dingen nach Ihrer Wunde sehen. Es darf, wenn ich meines Stoßes sicher bin, weiter nichts sein, als eine Schramme!"

Aber als er sich anschickte, dem Verwundeten den Hemd-

ärmel in die Höhe zu streifen, fühlte Eugène plötzlich, daß infolge des Blutverlustes seine Beine zu zittern begannen, seine Kniee bogen sich ein, es wurde ihm schwarz vor den Augen und mit einem leisen Seufzer sank er in die Arme seines Gegners, der ihn sanft zu Boden gleiten ließ.

Fünftes Kapitel.

Im Gebiete des Flusses Eure in der Nähe der Städte Evreux und Rouen, drei Meilen vom Schlosse Rambonillet entfernt, lagen die Besitzungen des Herrn v. Rochefort, eines älteren, reich begüterten Edelmannes. Außer einem ausgedehnten Grundbesitz bildeten namentlich reiche Eisengruben, die auf diesem Besitze gelegen waren, eine ununterbrochen fließende Einnahmequelle für die Familie. Wenn auch der Bergbau und die mit diesem unmittelbar zusammenhängende Bearbeitung des an's Tageslicht geförderten Metalles nicht in den Händen der Familie selbst lag, denn der Betrieb eines solchen gewerblichen Etablissements wäre nach den Begriffen der damaligen Zeit für einen Edelmann keine passende Beschäftigung gewesen, sondern an einzelne Pächter abgegeben war, von denen ein Jeder Hunderte von Arbeitern beschäftigte, so war doch zwischen dem Besitzer selbst und den Arbeitern seiner Pächter immer ein gewisses Vertrauensverhältniß aufrecht erhalten worden, welches sich nicht blos auf die Beziehungen zwischen dem Gebieter und dem Unterthan gründete, sondern darin eine weit solidere Basis fand, daß die Geringen gewöhnt wurden, sich für die Arbeiter ihres Herrn selbst anzusehen, auf dessen Unterstützung sie

rechnen durften, wenn sie in Noth geriethen, und der sie vor den Uebergriffen seiner Pächter in Schutz nahm.

Die bewegte Zeit hatte an diesen ursprünglich patriarchalischen Verhältnissen arg gerüttelt, der Haß gegen die Großgrundbesitzer war durch thätige Agenten geschürt worden und fand immer neue Nahrung durch die sich von Jahr zu Jahr ungünstiger gestaltende Lage des armen Mannes.

Das Schloß des Herrn v. Rochefort lag in der Niederung des Flusses; hinter ihm stiegen die Berge auf, in denen sich die Eisenwerke befanden.

Zwei Reiter kamen den Weg durch die Thalniederung herab, der nach dem Schlosse führte; ein junger Mann in der Uniform eines Offiziers vom königlichen Lancierregimente ritt im gemächlichen Schritte zur linken Seite eines älteren Herrn, der im Civilanzuge eines Adeligen damaliger Zeit, also in Strümpfen und Schuhen, mit Kniehosen und gepudertem Haupthaar einen durchaus gemessenen und vornehmen Eindruck machte.

„Als ich Dich zu mir rief, Edmond," sagte der Aeltere im Weiterreiten, „hatte ich lediglich die Absicht, Dir eine richtige Anschauung von den hiesigen Verhältnissen zu geben. War das die Sprache des Gehorsams und der Unterthänigkeit, die wir zu hören bekamen? Nein, es waren Worte des Widerstandes und der Empörung! Wir stehen jetzt im Beginne der Bewegung, aber schon drängt sich mit Gewalt die Frage in den Vordergrund, was wir zu thun haben werden, wenn die Verhältnisse uns über den Kopf zu wachsen beginnen."

„Ich kann nicht leugnen, Vater," erwiederte der Jüngere, „daß ich das Gift des Aufruhrs, der in den finsteren Winkeln von Paris sein Nest aufgeschlagen hat, nicht bereits bis in diese stillen Thäler vorgedrungen wähnte. Allein sollten Deine Befürchtungen nicht doch zu weit gehen? Die königliche Macht ruht in Frankreich auf festen Füßen: Jahrhunderte bilden ihre Grundlage. Und haben wir nicht eine Armee, feurig tapfer, zuverlässig, erprobt in zahlreichen Kriegen? Erscheinen diese Garantien nicht ausreichend?"

„Nein, Edmond, gerade die Armee erscheint mir nicht von einer Zuverlässigkeit, auf die ich meine Hoffnungen bauen möchte. Es sind die Kinder des Volkes, die unter ihren Fahnen stehen, desselben Volkes, das nach Brod schreit! Führe die Söhne gegen die Rotten der Väter und sie werden Dir den Gehorsam versagen!"

„Ich vermag schon als Offizier mich einer so ungünstigen Betrachtung der Lage nicht anzubequemen!"

„Das Auge des Alters erwägt bedächtiger, aber auch schärfer als das der Jugend, Edmond! Ich sehe die Greuel voraus, in denen diese Auflehnung gegen unsere Rechte ihren Verlauf nehmen wird, und deshalb bin ich schon seit Jahren bemüht gewesen, all' unser baares Vermögen in der englischen Bank anzulegen. Dort ist es vor jeder Gefahr geschützt. Allein ich trage mich auch mit dem Gedanken, mich unseres Grundbesitzes zu entledigen."

„Wie, mein Vater, das angestammte Erbe unseres Hauses soll zu einem Kaufobjekte erniedrigt werden? Das kann unmöglich Dein ernster Entschluß sein!"

„Ich war auf einen Widerstand von Deiner Seite vorbereitet, Edmond. Du bist der Erbe dieses Besitzes und Du bist Offizier! Diese beiden Thatsachen bestimmen Deinen Widerstand. Deshalb soll das Allodium in Deine Hände übergehen, sobald ich Frankreich verlasse. Zwei Wesen aber stehen meinem Herzen ebenso nahe, als Du, mein Sohn: Deine Mutter und Deine Schwester. Ihnen im Auslande eine würdige und ausreichende Existenz zu schaffen, ist meine Pflicht, und dazu reichen die Mittel, welche ich bei der englischen Bank hinterlegt habe, nicht aus. Ich gedenke deshalb die Hüttenwerke, die, wie Dir bekannt ist, nicht zu dem eigentlichen Familiengut gehören, zu verkaufen. Die Pächter bieten mir eine ansehnliche Summe für die Ueberlassung derselben, und ich bin Willens, das Angebot anzunehmen. So gelange ich in den Besitz eines großen, unabhängigen Vermögens, das mir und den Frauen einen sorgenfreien Aufenthalt im Auslande gestattet, ohne daß ich Dich schädige, mein Sohn, weil der Dir gehörende Theil nach meinem Tode in Deine Hände zurückgelangt. Diese meine Entschlüsse sind unwiderruflich, Edmond."

„Sie kommen mir so überraschend, daß ich nicht im Stande bin, ihnen gegenüber sogleich eine bestimmte Stellung einzunehmen. Gib mir Bedenkzeit, Vater!"

Sie waren während dieses längeren Gespräches vorwärts geritten und in die Nähe des Herrenhauses gelangt, das sich mit seiner Rückseite an den wohlgepflegten Park lehnte.

Eine große Wiese, deren sammetartiger Rasen im frischen

Grün des Frühjahrs glänzte, breitete sich in unmittelbarer Nähe im Rücken des Hauses aus, lieblich abgegrenzt von den schon im vollen Blätterschmucke stehenden Bäumen des Parkes, und hier saßen unter einer mit ihrem blätterreichen Astwerk Schatten spendenden Ulme die Gemahlin und die Tochter des Herrn v. Rochefort.

Nanon, die Gattin des Schloßherrn, war trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch immer eine Frau, welche deutliche Zeichen einstiger großer Jugendschönheit an sich trug.

Ihre Tochter Gabriele war das verkörperte Ebenbild der Mutter, wie es wohl der Gatte vor sich gesehen hatte, als er die Siebenzehnjährige heimführte. Dieselben edlen Linien des Gesichtes, das in der rosigsten Frische der Jugend prangte, dieselbe hohe reine Stirn, unter der ein Paar lebhafte, feurige, dunkle Augen leuchteten; das schwarze volle Haar war in einem starken ungepuderten Zopf, entgegen der Mode der Zeit, kranzartig um das Haupt gewunden, wie es bei den Karmeliterinnen üblich gewesen war. Die Gestalt war schlank, zeigte jedoch die aufgeblühte Jungfräulichkeit, und unter dem Saume des faltigen weißen Kleides blickte das Muster eines so kleinen Fußes hervor, daß er einer Königin Ehre gemacht haben würde.

„Wir erwarteten Euch früher von Eurem Ausritt zurück," sagte Frau v. Rochefort, als die beiden Herren, welche auf dem Schloßhofe von ihren Pferden gestiegen waren, sich näherten. „Eure wenig heiteren Gesichter lassen mich allerdings kaum darauf schließen, daß Ihr mit guten Nachrichten zurückkommt."

Gabriele war bei den Worten der Mutter zu dem Vater gegangen und hatte ihn herzlich auf den Mund geküßt.

„Sollte es wirklich so sein, wie die Mutter befürchtet?" sagte sie. „War nicht schon Dein Erscheinen genügend, lieber Vater, die Säumigen an ihre Pflicht zu erinnern und an die Arbeit zu treiben? Sonst, wenn Du nur Dich sehen ließest, war doch Dein Anblick allein im Stande, den Streit der Parteien nach der Stimme der Gerechtigkeit beizulegen und zu ordnen; gab man heute nichts auf Deine Worte?"

„Laß mich diese Angelegenheiten mit Deinem Vater weiter bereden, liebe Gabriele," warf Frau v. Rochefort ein, bevor ihr Gemahl antworten konnte. „Ich würde es überhaupt gerathener finden, wenn Du mit Edmond einen Spaziergang durch den Park machen wolltest."

Gehorsam erhob sich das junge Mädchen, legte die Hand auf den Arm des Bruders, und dieser führte sie nach den schattigen Gängen des Parkes, über denen das grüne Blättermeer im letzten Strahle der Abendsonne sanft bewegt von linden westlichen Winden flüsternd und zitternd rauschte.

Als die Kinder außer Hörweite waren, sah Frau v. Rochefort mit einem langen und ernsten Blicke zu ihrem Gemahl auf.

„Deine Mienen verrathen Unheil," sagte sie, „laß mich mit einem Male die ganze Gefahr unserer Lage kennen lernen, mein Gemahl; ich bin stärker, als Du denkst, wenn ich den Thatsachen gegenüberstehe: müssen wir an Flucht denken?"

„Nein, so weit ist es noch nicht gekommen, allein ich darf Dir nicht verhehlen, daß unsere Lage eine ernste ist, Nanon. Es ist nicht unmöglich, daß die nächsten Tage uns unerfreuliche Stunden bringen, ja daß es sogar hier zu tumultuarischen Auftritten kommt, aber Befürchtungen für unsere Sicherheit darfst Du deshalb nicht hegen."

„Du meinst, die Unsinnigen könnten daran denken, uns hier im Schlosse zu überfallen? Ich schaudere vor dem Gedanken!"

„Ich wünsche Dich nur auf das Aeußerste vorbereitet zu sehen, Nanon! Edmond theilt meine Befürchtungen über unsere Lage nicht und setzt seine Hoffnungen auf Dinge, die für mich ihr Schwergewicht bereits verloren haben. Er wollte auch von der Veräußerung des nicht zum Allodium gehörigen Grundbesitzes nichts hören und hielt mit einer Erklärung über die von mir beabsichtigte Verlegung unseres Wohnsitzes in das Ausland bedenklich zurück."

„Auch ich trage mich hierüber mit nicht geringen Befürchtungen; wirst Du Dich unter neuen ungewohnten Verhältnissen in einem fremden Lande so wohl fühlen, als hier in unserem schönen Frankreich? Unseren Sohn hier zu lassen, ist entsetzlich, und ohne die Gewißheit in mir zu tragen, daß die gewaltige Veränderung unserer Lage auch auf Dich nur günstig einzuwirken im Stande ist, werde ich jederzeit dem Augenblick mit Zittern und Zagen entgegensehen, an welchem wir jene Pläne für unsere Zukunft in's Werk setzen werden." —

Während sich die Eltern in solcher Weise mit den

Plänen für künftige Zeiten beschäftigten, waren die Geschwister den breiten, kiesbestreuten Parkweg hinabgeschritten.

„Man wird Dich jetzt in die Welt einführen, Gabriele," setzte Edmond ein schon länger gepflogenes Gespräch fort, „denn Deine siebenzehn Jahre berechtigen Dich dazu, nicht länger von der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. Das aber wird einen recht günstigen Einfluß auf Dich ausüben, vor allen Dingen wird es Dich lehren, die linkische Schüchternheit abzustreifen, die von Deinem Aufenthalte bei den Karmeliterinnen her noch Deinem Auftreten und Deiner Erscheinung anhaftet."

„Du findest also in mir wohl noch ein recht kindisches und einfältiges Ding, Edmond?" versetzte die Schwester, indem sie dem Bruder voll in's Gesicht schaute, „und doch hat man mir im Kloster gesagt, als ich Abschied nahm, meine Erziehung sei beendet, und es bliebe mir nur übrig, das, was ich gelernt hätte, festzuhalten und zu pflegen."

„Es fehlt ja auch nichts, was zur Erziehung gehört, Gabriele, das haben die frommen Schwestern wohl verstanden. Wenn ich etwas an Dir zu vermissen habe, so ist es jene Glätte und Abgeschliffenheit, wie sie eben nur das gesellschaftliche Zusammenleben mit Leuten gleichen Standes und gleicher Bildung ergibt."

„Wir waren im Kloster ja eine große Anzahl von Mädchen aus edlen Geschlechtern, und Alle mit einer so guten Bildung ausgestattet, als sie das Kloster überhaupt gewähren kann, warum hat mir der Verkehr mit den

Gefährtinnen, die mir Alle so lieb waren, nicht jene gesellschaftlichen Formen verschafft, die Du für so nothwendig erachtest?"

„Das kommt einzig und allein daher, liebe Schwester, weil Du eines Umganges im Kloster hast entbehren müssen, durch welchen allein jene Abgeschliffenheit des gegenseitigen geselligen Auftretens herbeigeführt werden kann, ich meine des Umgangs mit dem anderen Geschlechte."

„Es ist mir, als hätte ein ähnliches Gefühl sich schon in meiner Brust geregt, Edmond."

„Machtest Du jemals die Bekanntschaft eines Mannes außer denen, die Dir durch Familienbande nahe stehen?"

„Niemals, Edmond, aber ich sah in Paris oft während unserer Spaziergänge einen jungen Herrn, der mich immer so zuvorkommend grüßte, daß ich ihn wirklich vermißte, begegnete er uns einmal nicht."

Sechstes Kapitel.

Als Eugène d'Alembert am Morgen nach dem Tage, an welchem er seine Reise von Paris aus angetreten hatte, erwachte, fiel heller Sonnenschein bereits in sein Zimmer, und er hörte auch an dem Geräusch im Hause, daß der Tag schon vor längerer Zeit seinen Anfang genommen haben müsse.

Erstaunt über eine derartige, ihm ungewohnte Langschläfrigkeit wollte er sich rasch von seinem Lager erheben, aber bei dieser Gelegenheit erinnerte ihn ein ziemlich heftiger Schmerz, den er am rechten Oberarm empfand, an

die Ereignisse des vergangenen Abends und an seine damit im Zusammenhang stehende Verwundung.

Diese Erinnerung wirkte kräftig genug, um ihn alsbald in die Kissen zurücksinken zu lassen; er hatte aber nur wenige Minuten so gelegen, als sich die Zimmerthür leise öffnete und der Kopf des Gascogners durch die Spalte derselben hereinschaute.

„Ah, schon munter, mein Herr?" rief er aus, indem er in's Zimmer trat, „Sie schliefen diese ganze Nacht wie ein Murmelthier, ohne sich ein einziges Mal zu regen. Ich darf sagen, daß ich mir hiervon durch eigene Beobachtung Ueberzeugung verschaffte, denn ich half gestern dem Bader den Verband an Ihrer Schramme anlegen, als ich Sie bewußtlos hierher getragen hatte, und da Sie nichts nothwendiger zu thun hatten, als aus Ihrer Ohnmacht, sobald Sie verbunden waren, in einen tiefen Schlaf zu versinken, so entschloß ich mich kurz, wickelte mich in meinen Mantel und legte mich so in die Ecke dieses Sopha's, damit ich gleich bei der Hand wäre für den Fall, daß Sie meiner Hilfe in der Nacht bedürfen sollten."

„Mir scheint es doch, als ob meine Verwundung nicht ganz unbedeutend wäre, ich kann mich nicht regen, ohne heftige Schmerzen zu empfinden, und werde wohl längere Zeit das Bett hüten müssen."

„Ei bewahre, eine Schramme, weiter nichts, sage ich Ihnen. Ich bitte Sie, reden Sie nicht davon, im Bette bleiben zu wollen, das wäre das Verkehrteste, was überhaupt geschehen könnte. Nein, Sie müssen vielmehr sogleich aus den Federn und aus diesem dumpfigen Zimmer

in die klare gesunde Frühlingsluft. Beginnen wir ohne Verzug, und lassen Sie mich Ihnen behilflich sein, weil wir Beide ohne Dienerschaft reisen."

„Glauben Sie wirklich, daß ich im Stande sein werde, aufzustehen? Ich fürchte, meine Kräfte werden zu einem solchen Vorhaben kaum ausreichen. Und was wird der Bader, der mich verband, dazu sagen, wenn ich, ohne seinen Rath zu hören, den Versuch mache, das Krankenlager zu verlassen?"

„Gestatten Sie mir, daß ich die Ordnung dieser Angelegenheit übernehme, mein Herr! Ich höre übrigens eben den biederen Heilkünstler auf der Treppe. Er kommt, nach Ihnen zu sehen. Lassen Sie mich mit ihm reden! Sie werden sehen, wie rasch ich im Stande sein werde, ihn davon zu überzeugen, daß Sie seiner Hilfe nicht mehr bedürfen."

In der That trat der Bader, den man gestern herbeigerufen hatte, um die Wunde Eugène's zu verbinden, gleich darauf in's Zimmer.

Es war ein kleiner lebhafter Mann mit einem Gesichte voller Falten, wahrscheinlich hervorgerufen durch das eifrige Nachdenken über die Behandlung seiner Patienten, der sich mit der ernstesten Miene von der Welt, einen Ledersack unter dem Arm tragend, in welchen er seine Messer und Scheeren aufbewahrte, dem Bette des Patienten nahte und sogleich Anstalten traf, den Verband zu erneuern.

Aber mit einer ebenso ernsten Geberde hielt ihn Gaston von diesem Vorhaben ab.

„Wir verdanken Ihrer Geschicklichkeit, mein Herr,"

sagte er, „bereits so viel, daß ich mich vor allen Dingen zuerst darnach erkundigen muß, eine wie lange Zeit die Herstellung meines Freundes wohl erfordern wird. Zwei Edelleute, die sich auf der Reise befinden, haben, wie Sie leicht einsehen werden, nicht lange Zeit, auf die Heilung einer Hautwunde zu warten."

„Hautwunde, mein Herr?" versetzte der Bader im Tone der Verwunderung, „da muß ich aber entschieden bitten! Hier kann von einer leichten Verwundung keine Rede sein! Der Hauptmuskel des Oberarms ist durchbohrt und höchst wahrscheinlich hat auch eine Verletzung der Knochenhaut stattgefunden. Die aufmerksamste Pflege, die größte Sorgfalt ist erforderlich, wenn wir nicht in wenig Tagen ernsten Verschlimmerungen gegenüberstehen sollen! Lassen Sie mich also rechnen: zwei Wochen Aufenthalt im Bett, bis sich die Wunde geschlossen hat, eine weitere Woche Zimmerarrest, bis sich die durch den Blutverlust gesunkenen Körperkräfte wieder gehoben haben, und eine weitere Woche leichte Bewegung bei nahrhafter Kost, um das Gesammtbefinden wieder herzustellen. Nach vier Wochen wollen wir wieder in Betracht ziehen, ob an eine Fortsetzung der Reise gedacht werden kann."

Eugène konnte bei dieser Auseinandersetzung in der Erwartung eines vierwöchentlichen Aufenthaltes einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Er war schon im Begriff, seiner Bereitwilligkeit, sich den Anordnungen des Baders zu fügen, Ausdruck zu geben, als Gaston ihm zuvorkam und mit der Miene vollster Aufrichtigkeit dem kleinen Mann erwiederte:

„Empfangen Sie, mein Herr, meinen verbindlichsten Dank für die wahrheitsgetreue Darstellung des bedauerlichen Zustandes meines Freundes. Ihre Offenheit und Wahrhaftigkeit gibt mir den Muth, Ihnen auch unsere Verhältnisse in der vollkommenen gleichen Weise zu eröffnen. Wir kommen Beide von Paris, ohne daß Einer von uns dort gefunden hat, was er suchte, das Glück. Was wir dort fanden, war gerade das Gegentheil von dem, was wir suchten. Statt daß wir mit vollen Taschen auszuziehen dachten, hat man uns dort völlig ausgebeutelt. So sind wir zunächst in Verlegenheit, wie es uns gelingen soll, den Ansprüchen gerecht zu werden, welche Sie sich bereits durch die sorgsame Behandlung meines verwundeten Freundes erworben haben. Aber erkennen Sie unsere Offenheit vollständig! Wir gestehen Ihnen, mein Herr, nicht allein ohne jedes Hehl unsere Lage, sondern wir setzen auch ein ganz besonderes Vertrauen in Sie. Sie sind ein wohlsituirter Mann, der einzige Arzt in diesem verkehr- und volkreichen Orte, und wir fassen daraus den Muth, Ihnen die Bitte nahezulegen, ob Sie nicht geneigt wären, uns in unserer augenblicklichen Verlegenheit mit einem Darlehen unter die Arme zu greifen."

Dieser wortreichen Auseinandersetzung Gaston's hatte der Bader im Anfange mit Erstaunen, später unter den sichtbaren Zeichen des sich einstellenden Zornes zugehört; jetzt ließ er den Arm des Verwundeten, den er bis dahin festgehalten hatte, ohne Rücksicht darauf, ob er ihm durch seine rauhe Behandlung Schmerz verursache, aus seiner

Hand gleiten und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Von all' Ihren Worten verstehe ich nur das Eine, mein Herr, daß Sie den Versuch wagen, mir das Honorar, welches ich durch die Behandlung der Wunde mir verdient habe, vorzuenthalten. Aber dieser Versuch soll Ihnen nicht gelingen, mein Herr! Denn wenn ich im Laufe dieses Vormittags nicht die mir zustehende Summe empfange, so werde ich bei dem Maire Klage führen und Sie durch die öffentliche Gewalt so lange hier festhalten lassen, bis mir mein Recht geworden ist."

Unter dieser Drohung verließ der Bader das Zimmer.

Ein Lächeln der Befriedigung zuckte über das Gesicht des Gascogners, als er sich jetzt an Eugène wandte.

„Den wären wir los ohne sonderliche Mühe, mein Herr," sagte er. „Ich habe Sie durch meine Voreiligkeit um die Freuden eines vierwöchentlichen Krankenlagers gebracht, und halte es für meine Pflicht, Ihnen den Beweis zu liefern, daß Sie in der That nicht so krank sind, als Sie selbst glauben. Wir bedürfen hierzu nur einigen Selbstvertrauens von Ihrer Seite. Also zunächst erheben Sie sich, mein Herr!"

„Ich fürchte, Sie überschätzen meine Kräfte, aber um Ihnen meinen guten Willen zu beweisen, sollen Sie mich zu einem Versuche bereit finden."

Er machte eine Anstrengung, um sich zu erheben, in der gewissen Voraussetzung, daß er infolge seiner körperlichen Schwäche und des Schmerzes an seinem Arme sofort in die Kissen zurücksinken werde, aber wunderbarer Weise — der Versuch gelang. Er saß aufrecht im Bett,

ohne daß er eine besondere Beklemmung spürte, und von dieser Thatsache angefeuert machte er sogleich Anstalten, das Bett überhaupt zu verlassen.

Der erste Schritt, den er zu thun versuchte, war kraftlos, und es schien ihm, als ob seine Beine zu zittern anfangen wollten, aber Gaston unterstützte ihn, indem er ihn unter den gesunden Arm faßte, und so schritt er durch's Zimmer, ohne daß ihm, nachdem die ersten zehn Schritte gethan waren, das geringste Unbehagen ankam.

„Viktoria!" rief der Gascogner, als diese Gehübungen so weit fortgeschritten waren, daß Eugène ohne seine Unterstützung weiter schreiten konnte, „jetzt haben wir gewonnen! Nun werden wir statt eines vierwöchentlichen Krankenlagers einen Aufenthalt von drei Tagen für den Genesenden festsetzen, dann wieder zu Pferde steigen und in die weite Welt reiten, wenn Sie sonst kein anderes Ziel haben, mein Herr! Aber zuerst vollenden wir Ihren Anzug; hier, in diese schwarzseidene Binde legen Sie gefälligst den Arm; ich habe sie mitgebracht, weil sie mir in ähnlichen Fällen schon gleiche Dienste geleistet hat. — So, jetzt sind Sie fertig. Und nun hinaus aus diesem dumpfen Raum, dessen eingeschlossene Luft keinem Kranken dienlich ist. Zunächst hinunter in die Wirthsstube zu einem leichten Frühstück und dann hinaus in's Freie."

Gaston geleitete seinen neuen Bekannten mit der umsichtigen Sorgfalt eines bewährten Krankenwärters die Treppe hinunter in die Wirthsstube, in der am Abend vorher jene Worte zur Herbeiführung des Duells gefallen waren.

Sie nahmen an demselben Tische Platz, an dem sie

gestern gesessen hatten; aber die feindlichen Blicke und Worte waren vergessen.

„Eine Flasche ‚Haut Sauterne', Wirth," rief Gaston, „aber vergreift Euch nicht in Eurem Keller, wenn Ihr vermeiden wollt, daß ich die Flasche an die Wand werfe!"

Während der Wirth forteilte, sah sich Eugène im Zimmer um.

Nur ein einziger Gast war noch außer den beiden jungen Edelleuten anwesend, er saß in ihrer unmittelbaren Nähe, sonst war die Stube leer und es war offenbar, daß Jener gleich ihnen sein Nachtquartier im Hause gefunden hatte.

Der Mann schien nahezu sechzig Jahre alt zu sein; sein unbedeckter Kopf zeigte eine mächtige Glatze und sein Gesicht war mit einer Adlernase geschmückt; nicht nur diese, sondern auch die Stellen der Wangen, zwischen welchen dieses edle Riechorgan prangte, waren mit einem Geäste blauer und rother Aederchen durchzogen, der sicherste Beweis dafür, daß der Besitzer der Nase nicht zu den Verächtern des Rebensaftes gehöre.

Der Wirth stellte den verlangten Wein auf, und Gaston beeilte sich, ihn zu kosten.

„Das ist der rechte," sagte er, „klar, mild und feurig." Dann füllte er die Gläser und schob eines derselben seinem Gegenüber zu.

„Trinken wir zuerst auf unsere neugeschlossene Freundschaft," sagte er. „Mögen die wenigen Tropfen Blut, die geflossen sind, unseren Bund zu kitten, ein dauerhaftes und unzerstörbares Band geknüpft haben!"

Eugène erhob sein Glas mit der linken Hand und stieß mit dem Gascogner an.

„Dieser Trunk Wein soll Ihre Worte bekräftigen," erwiederte er. „Blut ist ein vorzüglicher Kitt und wird seine Kraft nicht versagen."

Als er aber das leere Glas auf den Tisch niedergestellt hatte, glitt seine Hand unwillkürlich an der linken Seite seines Rockes herunter, wo sich die Tasche befand, in welcher er das Dokument des Mönches aufbewahrt hatte.

Die Tasche war leer, das Papier war fort.

„Mein Gott," rief er, indem er erblaßte und den Ausdruck des Erschreckens deutlich in seinen Zügen erkennen ließ, „ich bin beraubt worden! Ich vermisse soeben einen Gegenstand, auf den ich einen besonderen Werth lege; gestern Abend, als ich mit Ihnen nach dem Garten ging, trug ich ihn noch bei mir, ich bin dessen gewiß, und jetzt ist er verschwunden. Ich muß sofort Nachforschungen anstellen, denn der Verlust wäre unersetzlich!"

„Sie tragen sich mit einer unnöthigen Sorge, mein Freund," versetzte Gaston, „für den Fall wenigstens, daß Sie den Gegenstand vermissen, welchen ich gefunden habe. Als ich Sie gestern Abend unter Zuhilfenahme der aus dem Hause herbeigerufenen Personen nach Ihrem Zimmer gebracht und dort in den Händen des Baders gelassen hatte, ging ich noch einmal nach dem Garten zurück, um mich zu vergewissern, daß von den uns gehörigen Dingen nichts dort zurückgeblieben sei; ich fand bei dieser Gelegenheit Ihren Rock und unter demselben dieses Couvert, das

wahrscheinlich aus der Tasche des Rockes herausgeglitten war, als Sie ihn abwarfen."

Bei diesen Worten griff Gaston in seine eigene Brusttasche und zog aus derselben den Briefumschlag heraus, dessen Verlust Eugène soeben in Sorge und Beklemmung versetzt hatte.

Dieser nahm ihn unter dem Ausdruck lebhafter Freude wieder in Empfang.

„Gestatten Sie mir," sagte er, „Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die Aufmerksamkeit abzustatten, mit der Sie sich meines Eigenthums angenommen haben. Ich lege auf den Besitz dieses Papiers einen weit größeren Werth, als Sie wohl nach dessen geringem Aussehen vermuthen werden; es ist ein mir erst seit kürzester Zeit aus theurer Hand anvertrautes Pfand, das vielleicht bestimmt ist, meinem Geschick an einem Wendepunkt meines Lebens eine glückliche, von mir jetzt noch nicht geahnte Richtung zu verleihen."

„Wenn Sie diesem allerdings ziemlich unscheinbaren Dinge einen so wichtigen Einfluß auf das Schicksal Ihres Lebens zutrauen, so macht es mich doppelt froh, daß ich so glücklich war, zu der Erhaltung desselben nach meinen geringen Kräften beitragen zu können. Wäre es unbescheiden, wenn ich mir die Frage erlauben wollte, wie Sie diesem unscheinbaren Gegenstande eine so große Wichtigkeit beilegen?"

„Mit Vergnügen beantworte ich Ihre Frage, denn Niemand gebot mir, aus dem Besitze dieses Couverts ein Geheimniß zu machen. Ich selbst kenne seinen Inhalt

nicht, allein der Mann, den ich Vater nannte, händigte es mir mit dem Bedeuten ein, daß Demjenigen, der es im Kloster der Benediktiner zu Rouen vorzeigen werde, alle diejenigen Eröffnungen würden gemacht werden, die sich auf meine adelige Geburt beziehen. So, wie Sie mich vor sich sehen, mein Herr, reise ich zur Zeit unter einem mir nicht gehörigen Namen."

„Unter solchen Umständen wird es nothwendig sein, diese Urkunde sorgfältig zu hüten. Ihre freundliche Offenheit aber, mein Herr, legt mir nahe, Ihnen in gleicher Weise über meine Verhältnisse einige Andeutungen zu machen. Sie errietheu gestern sehr richtig, daß mein Vaterland die Gascogne ist, und fragen Sie, was mich aus dem Süden nach Paris trieb, so kann ich Ihnen nur antworten, daß es eine Fahrt nach dem Glücke war, die ich unternahm. Wir Gascogner zeichnen uns unter dem Adel Frankreichs nicht durch den Besitz reicher Güter aus, nur deshalb werden wir für werth erachtet, in seinen Reihen mitgezählt zu werden, weil wir dem Ruhm, den der kriegerische Erfolg verheißt, nachstreben und unsere Ehre für das heiligste Gut halten, das wir besitzen. Einen Edelmann dieses Schlags sehen Sie vor sich. Meine Eltern sind gestorben, und ich zog nach Paris, um den Versuch zu machen, ob mir eine Stelle unter den Musketieren des Königs zu erlangen möglich sei. Meine Hoffnung hat mich betrogen; man wies mich zurück. So sehen Sie mich denn hier auf der Fortsetzung meiner Fahrt begriffen; vielleicht gelingt es mir, meinen Degen und meine Dienste bei einem der großen Herren an-

zubringen, an denen dieses Königreich ja Ueberfluß besitzt."

„So führen uns die gleichen Absichten auf die Reise, denn auch ich befinde mich auf einer Fahrt nach dem Glücke. Scheint es unter solchen Umständen nicht ein Wink vom Schicksal zu sein, der uns nicht allein hier zusammengeführt hat, sondern uns auch an die Hand gibt, unsere Reise, zu der wir von gleichen Absichten geleitet werden, gemeinschaftlich mit einander fortzusetzen?"

„Sie sprechen mir aus der Seele, mein Herr, und ich bin mit Vergnügen bereit, mich Ihnen anzuschließen. Aber die erste Frage, die wir zu beantworten haben, wenn wir unsere Absicht ausführen, bleibt die: wohin richten wir unseren Weg? Was haben Sie in solcher Beziehung für Vorschläge zu machen?"

„Ich suche eine Dame, der mein Herz gehört. Aber ich kenne sie nur vom Sehen, und weiß nur durch Zufall ihren Namen; von der Familie ist mir nichts weiter bekannt, als daß sie zu dem reichen normannischen Adel gehört. Wollen Sie mit mir ziehen, sie aufzusuchen?"

„Gewiß, mit Freuden bin ich dazu bereit. Aber nennen Sie mir den Namen der Dame, wenn ich ihn überhaupt jetzt schon wissen darf."

„Die Dame heißt Gabriele v. Rochefort."

„Rochefort," versetzte Gaston, „den Namen hörte ich nennen, allein ich vermag mich nicht zu besinnen, in welchem Theile des Landes die Güter der Familie gelegen sind. Die Rocheforts . . ."

In diesem Augenblicke erhob sich der am Nebentische

sitzende Mann und trat mit einer tiefen Verbeugung an den Tisch heran, an dem die beiden Edelleute Platz genommen hatten.

Er hatte, ohne daß er sich irgendwie den Anschein gab, als ob das Gespräch der Beiden ein Interesse für ihn hätte, kein Wort verloren, das gefallen war.

„Wenn die gnädigen Herren,“ sagte er im unterwürfigen Tone, „von einem geringen Manne eine Auskunft annehmen wollen, nach der ich Sie soeben verlangen hörte, so erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß die Familiengüter der Rocheforts eine gute Tagereise von hier links von der Straße in den Niederungen des Flusses Eure gelegen sind.“

„Wir danken Euch, Herr; wie ist Euer Name?“ fragte Eugène.

„Ich heiße Frontignac und bin Advokat,“ erwiederte der Gefragte.

„Ihr hättet füglich warten können, Meister Frontignac,“ sagte Gaston, „bis man Euch um eine Antwort fragte.“

„Das Interesse, welches ich an den gnädigen Herren nehme, gab mir meine vorlaute Rede ein,“ entgegnete der Notar mit einer neuen Verbeugung, „ich bitte deshalb um gütige Verzeihung. Ich war in diesem Zimmer bereits anwesend, als der Bader, nachdem er den gnädigen Herren seinen Besuch abgestattet hatte, hier wieder herein kam und laut darüber klagte, daß sich die gnädigen Herren in augenblicklicher Geldverlegenheit befänden. Wenn er wahr gesprochen haben sollte, so erlaube ich mir, meine

geringe Hilfe anzubieten. Ich bin zu jedem Darlehen bereit, wenn die gnädigen Herren vielleicht durch ein kleines, selbst keinen besonderen Werth darbietendes Unterpfand mir einige Sicherheit gewähren wollten; dieses Couvert zum Beispiel würde genügen ..."

„Wir danken Euch, Meister Frontignac," sagte Eugène kühl und abweisend, „wir bedürfen Eures Geldes nicht."

„Aha," rief Gaston aus, „ich vermuthete gleich, daß sich andere Leute finden würden, die ein Interesse an dem Dokumente nähmen: das ist der Erste!"

Mit einer letzten Verbeugung ging der abgewiesene Frontignac aus dem Zimmer. Aber statt den Weg nach Paris fortzusetzen, wie er beabsichtigt hatte, lenkte er sein Maulthier auf die Straße nach Rambonillet zurück, während die neuen Freunde fortfuhren, durch frische Luft und gute Pflege Eugène's Wunde zu heilen.

Siebentes Kapitel.

Nur ein Zeitraum von vierzehn Tagen war verstrichen, seit Meister Frontignac seinen Besuch bei dem Marquis v. Rambonillet abgestattet hatte, als er am Mittag des auf sein Zusammentreffen mit den beiden jungen Edelleuten folgenden Tages wiederum über den Schloßhof von Rambonillet ritt.

Er stieg ab, überließ das Maulthier dem Reitknecht und ging in's Schloß. Dort erfuhr er von dem im Vorzimmer weilenden Diener, als er seine Bitte, ihn bei dem Marquis anzumelden, anbrachte, daß er augenblicklich nicht vorkommen könne, weil der Herr Marquis

soeben im Begriffe stehe, der verwittweten Frau Marquise einen Besuch abzustatten.

So begannen also jene Gerüchte, die er vor seiner Abreise von seinem guten Freunde erfahren hatte, bereits eine festere Gestalt zu gewinnen. Er war über diesen Fortgang der Dinge erfreut. Aber gleichzeitig erwog er, ob wohl auch den Wünschen des Marquis die gleiche Bereitwilligkeit Seitens der Wittwe entgegengebracht werden würde, und er mußte sich gestehen, daß ihm dafür jede Wahrscheinlichkeit fehle.

Er ging nach der Wohnung des Haushofmeisters und fand ihn über ein großes Wirthschaftsbuch gebeugt, in dem er mit Aufmerksamkeit die langen Zahlenreihen auf den einzelnen Seiten zusammenzählte.

„Ich wollte nur hören," sagte der Notar zu dem ihn freundlich Begrüßenden, „ob sich in Bezug auf Ihre Mittheilungen bei meiner letzten Anwesenheit etwa weitere Neuigkeiten zugetragen haben."

„Keine anderen, als daß jene Pläne zur Reise gediehen sind und heute ihrer Entscheidung entgegengebracht werden."

„Und wie sind die Aussichten des Herrn Marquis?"

„Ich fürchte, nicht sonderlich günstig."

„Hm, das wäre abzuwarten."

„Verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit, Meister Frontignac," rief der Haushofmeister, plötzlich aufspringend, „ich habe in der Freude des Wiedersehens ganz und gar vergessen, daß ich Sie mit trockenem Halse bei mir sitzen lasse!"

Er ging nach der Thür und rief dem Diener zu, daß er Burgunder bringen solle. Bei der Flasche setzten die Beiden dann ihre Unterhaltung fort. Aber noch hatten sie nicht lange geplaudert, als der Diener erschien, dem Notar die Einladung seines Herrn zu überbringen, bei ihm zu erscheinen.

Mit einem wehmüthigen Blicke auf das feurige Naß, welches in der Flasche zurückblieb, verließ Meister Frontignac den gastlichen Freund, um der Aufforderung des Hausherrn zu gehorchen.

Er fand den Marquis in seinem Zimmer. Sein Gesicht war geröthet, seine Stirn gefurcht; offenbar befand er sich in hochgradiger Aufregung. Ohne sich auch nur entfernt die Mühe zu geben, seine finsteren Züge zu glätten, rief er dem Eintretenden entgegen: „Ihr habt Eure Reise nach Amiens und Paris abgebrochen, Meister Frontignac? Es ist wenigstens unmöglich, daß Ihr in der kurzen Spanne Zeit, seit Ihr mich verlassen habt, in der Hauptstadt gewesen sein könnt, und noch weniger können Eure Geschäfte Erledigung gefunden haben! Sagt mir, was trieb Euch nach Rambonillet zurück?"

„Rücksichten auf das Interesse meines gnädigen Herrn," erwiederte der Notar mit einer tiefen Verbeugung. „Schon war ich so nahe an Paris, daß ich nur noch eines Tages bedurft hätte, um es zu erreichen; da entschloß ich mich, mein selbstgewähltes Ziel aufzugeben und hierher nach Rambonillet zurückzukehren; ein Begegniß, dem ich wahrscheinlich nicht mit Unrecht eine größere Bedeutung beilegte, bestimmte mich dazu."

„Laßt es mich erfahren, Meister Frontignac! Ich bin begierig, Eure Neuigkeiten zu hören."

Der Notar erzählte ihm nun die Vorfälle, welche sich am Morgen nach der Verwundung Eugène's zugetragen hatten. Je weiter er vorwärts kam, desto erregter wurden die Züge seines Zuhörers, seine Glieder zitterten, seine Lippen bebten. Krampfhaft faßte er, als die Geschichte des Notars sich ihrem Ende näherte, den Arm desselben so fest, als ob er ihn zermalmen wolle, und sagte mit heiserer, durch die Zähne gepreßter Stimme: „Laßt mich wissen, ob er es war! Habt Ihr ihn erkannt? Martert mich nicht, sondern sprecht!"

„Es wäre vermessen, wenn ich behaupten wollte, ich hätte ein sicheres Anzeichen dafür gefunden, daß jener junge Mann identisch ist mit — mit dem seit siebenzehn Jahren Verschollenen. Ich stelle zwar durchaus nicht in Abrede, daß es mir im ersten Augenblicke so vorkam, als ob ich das verjüngte Gesicht des Herrn Hektor v. Rambonillet vor mir erblickte, allein ich bitte den Herrn Marquis in geneigte Erwägung zu ziehen, wie leicht ich mich nach dem Verlauf von siebenzehn Jahren durch eine Aehnlichkeit täuschen lassen konnte, zumal mit Rücksicht auf die begleitenden Umstände."

„Ihr versucht mir Beruhigung zu geben, aber Ihr vermögt es nicht. Jedenfalls aber knüpftet Ihr an dieses Begegniß bereits Pläne: laßt sie mich hören, ich muß sie wissen!"

„Lassen Sie mich zunächst um Verzeihung bitten, gnädiger Herr, wenn ich bei der Darlegung meiner Absichten

etwas weiter ausholen muß, als Ihre kurze Frage wünschenswerth macht, und zugleich genöthigt bin, die Privatverhältnisse des Herrn Marquis zu berühren. Der gnädige Herr wollen sich verheirathen?"

„Teufel, Ihr kombinirt gut, Meister Frontignac! Woher kam Euch diese Aufklärung?"

„Ich bitte den Herrn Marquis um Verzeihung! Man erwägt die Verhältnisse und kommt dadurch zu Schlüssen, die mit den Thatsachen meist übereinstimmen. Haben der gnädige Herr bei Ihren Bewerbungen um die Hand der Frau Marquise Erfolge zu verzeichnen gehabt?"

„Ich wünsche, daß Ihr diese Angelegenheit auf sich beruhen laßt!"

„Und ich, gnädiger Herr, fühle das ganze Unbescheidene meiner Lage, wenn ich trotz dieser direkten Abweisung auf meiner Bitte beharre, mir eine Mittheilung über den Stand Ihrer Werbung nicht vorzuenthalten. Ich vermag dieses Ansuchen auch mit einem mir schwerwiegend genug dünkenden Motiv zu begründen, dem unmittelbaren Zusammenhange meiner Pläne nämlich mit diesem Verehelichungsprojekte."

„So erfahrt denn, daß ich abgewiesen bin, Meister Frontignac! Die Marquise stützt sich auf ihre felsenfeste Ueberzeugung, daß ihr verschollener Sohn noch am Leben sei, und daß er wiederkehren werde, sein Erbe einzufordern. Ich versuchte umsonst mit allen Gründen des Verstandes gegen eine derartige, in das Reich der Träume gehörige Annahme zu kämpfen: Weiber lassen sich nun einmal durch Gründe nicht überführen."

„Ich danke dem Herrn Marquis ehrerbietigst für die mir gewährte Auskunft. Ich vereinige nun alle Fäden in meiner Hand und nehme nicht Anstand, zu erklären, daß der Sieg in dieser Sache der unsere sein wird."

„Ihr seid Eurer Sache sehr gewiß, Meister Frontignac. Nur das Eine muß ich bedauern, daß ich Eure Siegesgewißheit nicht zu theilen vermag; schürzt mir den Knoten und nennt mir den Punkt, an dem Ihr Euren Hebel ansetzen wollt."

„Nichts einfacher, als dieses, gnädiger Herr! Sie fürchten die Rückkehr eines seit siebenzehn Jahren Verschollenen. Ich entdecke auf der Reise zufällig einen jungen Mann, der mit dem Verschollenen, wenn dieser noch lebte, im Alter gleich stehen würde und über seine Abstammung in einem Dunkel schwebt, das nur gelöst werden wird, wenn die in seinen Händen befindliche Urkunde den Benediktinern in Rouen vorgezeigt wird. Sie werden mir zugeben, Herr Marquis, daß diese beiden verschiedenartigen jungen Leute viele Aehnlichkeiten mit einander haben."

„Wohl, aber weiter!"

„Wir werden uns mit List oder Gewalt in den Besitz dieser Urkunde setzen und die uns nöthigen Nachrichten in Rouen einziehen. Wir haben zu diesen Manipulationen Zeit: der junge Mann läßt augenblicklich einen tüchtigen Degenstoß heilen, den er im Duell empfangen hat."

„Und dann?"

„Dann haben wir das Spiel so gut wie gewonnen."

„Fahrt fort, Meister Frontignac, und laßt Euch nicht jedes Wort abnöthigen!"

„Wenn wir jene Urkunde in der Hand haben werden," fuhr der Advokat mit einigem Zögern fort, indem er sein kaltes Auge mit Festigkeit auf den Marquis richtete, „bedürfen wir jenes jungen Menschen nicht mehr. Er wäre unseren weiteren Plänen hinderlich. Ich will diesen Punkt nicht eingehender berühren, Herr Marquis. Es sind unruhige Zeiten jetzt; wer kann dafür verantwortlich gemacht werden, wenn ein junger Heißsporn von aufrührerischen Bauern auf der Landstraße erschlagen wird oder auf eine sonstige zufällige Weise seinen Tod findet?"

Ein Schauder lief über den Körper des Marquis so heftig, daß der Advokat seine Glieder durch die Gewänder beben sah, was ihm ein fast unmerkliches, verächtliches Lächeln entlockte.

„Man wird Vorsorge treffen, daß dieser Todesfall durch glaubwürdige Personen konstatirt wird," fuhr der Notar fort, „und erst dann von denjenigen Dingen Gebrauch machen, die inzwischen in Rouen in Erfahrung gebracht worden sind. Zwei Fälle sind möglich: wir entdecken entweder den Rechten, oder einen Falschen. Im ersteren Falle, an den ich aber nicht glaube, würde ich den Herrn Marquis in den Besitz aller derjenigen Beweise setzen, welche in meine Hände gelangen würden, um mit einer Auswahl aus ihnen — ich sage Auswahl, weil ich der Ansicht bin, daß sich nicht Alles zu einer Mittheilung an eine dritte Person eignen würde — der Frau Marquise den Nachweis zu liefern, daß der verschollene Sohn wieder aufgefunden, aber auch bereits mit den Ahnen seines Geschlechtes wiederum vereinigt ist."

„Und wenn der andere Fall eintreten sollte, daß wir unsere Pläne gegen eine Person gerichtet hätten, die uns nicht im Wege steht?"

„Ich müßte einen solchen unglücklichen, aber durchaus nicht unwahrscheinlichen Zufall beklagen, aber die Folgen, so gut es ginge, zu unserem Vortheile ausbeuten. Ich hoffe, der Herr Marquis setzen ausreichendes Zutrauen in meine Geschicklichkeit, um von derselben zu erwarten, daß es mir gelingen würde, den etwaigen Dokumenten, die in unseren Besitz gelangen würden, ein solches Aussehen durch einige Verbesserungen zu geben, daß wir sie für unsere Zwecke nutzbar verwenden könnten."

„Und wenn ich meine Zustimmung zu Euren Plänen gäbe, Frontignac, was weiter?"

„Die Bewilligung der nicht unbedeutenden Mittel, Herr Marquis, deren ich bedürfen würde."

„Ihr sollt sie haben, Frontignac, geht an's Werk! Ich stecke meinen Kopf in den Rachen des Wolfes, ich weiß es wohl, aber wehe Euch, wenn Ihr mich täuschtet!"

„Der Herr Marquis können ohne alle Befürchtung sein, es ist nichts, als ein Geschäft auf gemeinschaftliche Rechnung. Niemals gab es einen Zeitpunkt, der mir zur Ausführung dessen, was geschehen muß, bequemer gelegen hätte, als der gegenwärtige. Ich habe gerade ein Kleeblatt zur Verfügung, von dem ich Alles verlangen kann. Es sind heruntergekommene Edelleute, die einst bessere Tage gesehen haben und augenblicklich eine Begegnung mit der Frau Justitia scheuen. Sie thun für Geld Alles, und der Herr Marquis werden Gelegenheit finden, mit ihren

Thaten sich für befriedigt zu erklären. Aber nunmehr bitte ich um die Erlaubniß, gnädiger Herr, der Frau Marquise meine unterthänige Aufwartung machen zu dürfen."

Der Marquis entließ den Notar.

Frontignac schritt über den Schloßhof nach dem Pavillon der Wittwe.

„Was bringt Ihr mir, Meister Frontignac?" fragte die Marquise den Eintretenden. „Habt Ihr Nachrichten, die mein Interesse zu erwecken geeignet sind, so sprecht; Ihr wißt ja, daß ich auf der ganzen Welt nur nach dem Einen begierig strebe, nach Nachrichten von meinem verschollenen Sohne!"

„Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn es mir vergönnt wäre, der Frau Marquise in dieser Beziehung mit einer Freudenbotschaft nahen zu dürfen! Allein wenn man erwägt, daß seit jenem betrübenden Vorfall siebenzehn Jahre in das Meer der Ewigkeit gerauscht sind, so hieße es doch wohl unberechtigte Hoffnungen nähren, wenn man noch jetzt an eine andere Lösung glauben wollte, als die, welche alle Welt, außer der Frau Marquise, als die einzig wahre annimmt."

„Ich kenne Eure Zweifel, Meister Fortignac, aber ich theile sie nicht. Ein Mutterherz gibt nicht sogleich den Glauben an seine schönste Hoffnung auf. So schwer hat mich Gott nicht prüfen wollen, daß er gleichzeitig über die beiden Wesen, welche meinen theuersten Besitz auf dieser Welt bildeten, das Urtheil der Vernichtung verhängt hätte. Der Gatte ward mir genommen; vor seiner

starren Leiche habe ich gekniet, und vor meinen Augen und unter meinen Gebeten habe ich ihn beisetzen sehen in die Gruft seiner Väter; aber mein Sohn lebt, und was Ihr auch dagegen sagen mögt, ich wiederhole es Euch, er lebt! Und selbst wenn Ihr versuchen wolltet, mir Beweise zu bringen, daß er an jenem Tage umgekommen wäre, ich würde Euch nicht glauben, denn zu fest begründet sind die Hoffnungen meines Herzens. Mir bestimmte das Geschick, diesem Hause den legitimen Erben zu gebären; mir ist es vorbehalten, ihn einzuführen in sein Erbe, nachdem er in meine Arme zurückgekehrt ist."

„Ich stimme Ihrer Ansicht vollkommen bei, Frau Marquise, daß Sie bestimmt sind von dem Geschicke, diesem Hause den legitimen Erben zu geben, aber gewiß nicht in dem Sinne, in welchem Sie selbst dies aussprechen. Es ist nothwendig, daß Sie sich daran gewöhnen, zu vergessen. Nicht was verloren ist für immer, soll der Mensch pflegen mit dem heißesten Sehnen seiner Seele, sondern das, was ihm der junge Tag in seiner ewig wiederkehrenden Frische entgegenbringt. Warum sich begraben hinter Trauergewändern, so lange die Gegenwart und das Leben gerechte Ansprüche an uns zu stellen hat? Geben Sie diesem Hause den legitimen Erben, Frau Marquise, indem Sie vergessen, was unwiederbringlich verloren ist, und sich nicht länger dem entziehen, was Ihre Lebensstellung, Ihr Beruf als Frau und die Erhaltung dieses alten adeligen Geschlechtes Ihnen auflegt. Geben Sie diesem Hause den legitimen Erben, indem Sie eine Verbindung mit dem Herrn Marquis eingehen, eine Ver-

bindung, die für beide Theile nur segenbringend sein wird!"

„Zum zweiten Male muß ich am heutigen Tage davon hören, daß man sich mit einem Plane beschäftigt, bei dem mir die Hauptrolle zugetheilt ist, und zu dem ich niemals auch nur die entfernteste Anregung gegeben habe. Ebenso wie ich heute dem Herrn Marquis gegenüber bereits die bestimmte Erklärung abgegeben habe, daß ich mich seinen Wünschen niemals entgegenkommend verhalten werde, ebenso wiederhole ich Euch, Meister Frontignac, daß ich unter keinerlei Bedingungen ein neues Eheband schließen werde, am allerwenigsten mit dem Herrn Marquis. Denn wenn ich es auch noch nie ausgesprochen, sondern bis heute in dem geheimsten Winkel meines Herzens verborgen gehalten habe, heute sollt Ihr es erfahren: ich kenne die verfluchte Hand, die meinen Sohn zu morden versuchte, und bevor ich in diese Hand meine Rechte mit meinem Jawort lege, soll sie mir lieber verfaulen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dämon.

Novelle

von

Carl Ed. Klopfer.

1.

(Nachdruck verboten.)

An einem milden Oktobertage des Jahres 1863 rollte eine breite, viersitzige Kalesche die ebene Kunststraße entlang, die zu dem Kreisstädtchen Rollenhagen führt. Rollenhagen liegt in einer der lieblichsten Gegenden Niederdeutschlands, auf der einen Seite von bewaldeten Hügeln begrenzt, auf der anderen von grünen Flächen, mit Villen und Schlössern bebaut.

Die Kalesche bog kurz vor dem Stadtthore von der Straße ab und nahm ihren Weg seitwärts nach den Villenanlagen hin. Von Zeit zu Zeit erschien ein Frauenkopf an dem einen Wagenfenster und sah die Häuserzeile entlang, gleichsam nach einem Ziele auslugend. Aber dieses Ziel schien noch immer nicht erreicht, trotzdem die Gebäude jetzt immer seltener wurden; nun machte das Fahrzeug eine neue Schwenkung, nach den Bergen hin, die das Städtchen auf der anderen Seite flankirten, und verfolgte einen schmalen Weg durch junges Gehölz. Bald war das letzte Gebäude hinter dem Wagen verschwunden,

der jetzt immer dichter werdende Holzungen durchschnitt, bis er den steilen Pfad hinanklomm, der zu beiden Seiten vom Birkenwald begrenzt war. Die Pferde keuchten und konnten nur mühsam weiter. Der Kutscher, der längst abgestiegen war, um den Thieren ihre Last wenigstens etwas zu erleichtern, sah manchmal zaghaft seitwärts in das Innere des Wagens, als wolle er die Insassen auffordern, seinem Beispiel zu folgen. Endlich wurde der Weg so steil und holperig, daß die beiden Rosse kaum im Stande schienen, weiter zu kommen; das eine strauchelte über eine Baumwurzel und blieb stehen. Beide Thiere dampften am ganzen Körper.

Jetzt erschien der Kopf eines etwa sechzigjährigen Mannes mit dichtem, weißem Vollbart am Wagenfenster.

„Was gibt's, Christian?"

Christian zog den abgegriffenen Cylinderhut, der vollkommen mit seiner etwas verblaßten und abgetragenen Livree harmonirte.

„Halten zu Gnaden, Herr Graf, aber die Schecken müssen ein wenig verschnaufen. Der Weg ist auch zu beschwerlich. Wollten der Herr Graf und die gnädigste Frau Gräfin vielleicht die Güte haben, die kurze Strecke, bis der Weg wieder ebener wird, zu Fuße zurückzulegen, so kämen wir gewiß rascher vorwärts und den armen Thieren wär's eine Erleichterung."

„Du hast Recht, Christian! — Komm, Angelika, es hilft nichts, wir müssen aussteigen."

Die letzten Worte, die der alte Herr an seine Begleiterin richtete, waren kühl und trugen eine gewisse herbe

Strenge in sich, die merklich von dem milden, leutseligen Ton abstach, mit welchem er zu dem Kutscher gesprochen hatte.

Die Gräfin, eine noch sehr jugendliche Dame, erhob sich seufzend, ergriff die ihr entgegengestreckte Hand ihres Gemahls nur leicht und hüpfte vom Tritt herab. Während sie ihre Kleider schüttelte und mit den Füßchen aufstampfte, um das Blut in Bewegung zu bringen, warf sie einen Blick um sich, in welchem sich eine melancholische Trostlosigkeit abmalte.

„Geht's noch lange so fort?" frug sie zögernd.

„Höchstens zehn Minuten, dann verflacht sich der Berg und ein ziemlich ebener Weg führt bis zum Schlosse," war die kalte Antwort.

Still und stumm setzte das Ehepaar dicht an der Seite des leeren Wagens seinen Weg fort. Jedes war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und mochte wohl fühlen, daß sie himmelweit von einander getrennt waren, trotzdem sie hier neben einander dahin wandelten. Sie setzte die zierlichen Füße, die unter dem leichtgeschürzten dunklen Reisekleid hervorsahen, so unsicher zu Boden, daß aus jedem Schritt der Widerwille zu erkennen war, mit dem sie über das Steingeröll und die zahlreichen Baumwurzeln, die quer über den Weg liefen, stieg. Auch ihr Gemahl kam nur mühsam vorwärts, aber sein Körper entbehrte bereits der jugendlichen Rüstigkeit; die Glieder waren schon etwas steif und seine Lungen nicht mehr die kräftigsten.

Endlich war die Stelle erreicht, wo der Waldweg über

eine Art Plateau hinlief. Christian öffnete den Schlag, ließ seine Herrschaft einsteigen und schwang sich dann selbst wieder auf den Kutschbock hinauf, die Schecken mit einem gutgemeinten Peitschenklapps ermunternd. Jetzt ging's etwas schneller vorwärts.

Die Dämmerung sank bereits hernieder, durch den dichten, wenn auch schon stark entlaubten Wald beschleunigt, als endlich in der Ferne eine hohe Mauer auftauchte, die einen sehr weitläufigen Park zu umschließen schien. Der Weg, der zu dem riesigen Gitterthor führte, war stark mit Gras und Unkraut durchwuchert und schien schon lange kein Wagenrad mehr gesehen zu haben. Hinter den rostigen, mit Schnörkeln verbundenen Gitterstäben hinderte eine Holzverschalung den Einblick in den Park.

Wenige Schritte vor diesem Thore hielt die schwerfällige Kutsche. Christian kletterte vom Bock, trat an das Gitter heran und suchte nach dem Klingelzug, wobei er sich eines verwunderten Kopfschüttelns nicht enthalten konnte über die vielen Zeichen der Verwahrlosung, die ihm hier auffielen.

Nach längerem Zerren an dem alten, grünspanüberzogenen Klingelknauf wurden endlich Schritte auf dem Kies des inneren Thorweges hörbar. Eine kleine Luke in der Holzverkleidung des Gitters wurde geöffnet und eine gebrochene, zitternde Stimme frug, wer draußen sei.

„Herr Graf und Frau Gräfin v. Brencken," rief Christian etwas ärgerlich. „Wurdet Ihr denn nicht von der Ankunft der Herrschaft verständigt?"

„Wohl, sehr wohl," ließ sich die frühere Stimme vernehmen, „ich wollte mich blos vergewissern."

Während von innen ein unsicher geführter Schlüssel zu öffnen bestrebt war, entstiegen der Graf und die Gräfin ihrem Wagen und näherten sich der Gitterthür, die jetzt knarrend aufging. Ein kleines, schwächliches Männchen, mit tausend Furchen in dem eingefallenen rasirten Gesicht, stand in der geöffneten Thür und machte tiefe Bücklinge.

„Na, Fabian," bemerkte der Graf lächelnd, „Ihr seid ja noch immer ganz munter, das freut mich. Wir haben uns schon lange nicht gesehen, alter Knabe. He, wie lange mag's her sein?"

„Im Juli waren's just sechsundzwanzig Jahre, Herr Graf, just sechsundzwanzig volle Jahre. Ach, Du meine Güte, hab' schon nimmer geglaubt, daß es mir altem Manne nochmals vergönnt sein sollte, den gnädigen Herrn hier wiederzusehen, und noch dazu in Begleitung der allergnädigsten Frau Gräfin, was übrigens stets mein Herzenswunsch gewesen ist."

„Mir soll das Klima hier gut thun," bemerkte der Graf, während er mit seiner Frau neben dem geschwätzigen Alten den Weg zum Schlosse zurücklegte, das hinter den unregelmäßig stehenden Baumstämmen des Wildparkes hervorblickte. „Wir werden den Winter hier zubringen und wahrscheinlich auch die übrige Zeit, die mir Gott noch auf dieser Erde schenken will. Die Einsamkeit wird mir sehr wohl thun."

Der alte Schloßwart sah nicht den scheuen, trüben

Blick, mit welchem die Gräfin v. Brencken das graue, einstöckige Schloß streifte, hörte den halbunterdrückten Seufzer nicht, der sich aus ihrer Kehle rang, sondern plauderte in Einem fort von der großen Freude, die er darüber empfinde, daß es dem Herrn Grafen gefalle, sich wieder an das alte Gut Sarwitz und an seinen getreuen Diener Fabian zu erinnern.

„Leider ist das Schloß nicht mehr in gutem Zustande und kaum würdig, die Herrschaft zu empfangen.“

Die Richtigkeit dieser Behauptung ließ sich auf den ersten Blick erkennen. Der Park war entsetzlich verwildert und bot jetzt zur Herbstzeit ein besonders trübseliges Bild. Weit herniederhängende Aeste und Unkrautgewinde, die sich durch die halbentlaubten Kronen der Bäume schlangen, versperrten die Alleen. Das Bassin des Teiches war längst ausgetrocknet und zwischen den geborstenen Umfassungssteinen wuchsen Gras und Wicken. Und erst das Schloß! Da war keine blanke Fensterscheibe, kein reines Fleckchen am Anstrich zu sehen. Das Wappen über dem Eingange war verwittert und die Treppenstufen geborsten oder eingesunken.

Als Fabian die finstere Miene gewahrte, mit der die Gräfin diese Zeugnisse äußerster Vernachlässigung musterte, erging er sich in neuen Entschuldigungen über den verwahrlosten Zustand des Schlosses. Als ob er Schuld daran getragen hätte!

Er führte das Ehepaar in das erste Stockwerk hinauf, in einen weitläufigen, sehr altmodisch möblirten Saal, und machte Licht.

„Außer diesem Saal sind nur noch drei kleine Zimmer hier im Stockwerke bewohnbar, die ich für die Herrschaft hergerichtet habe, wie mir der Herr Graf befohlen. Zwei liegen da links nach dem langen Korridor hinaus; das dritte ist hier durch diese Tapetenthür erreichbar und mündet mit einer anderen Thür in den ehemaligen Familiensalon, der aber schon längst nicht mehr bewohnbar ist. Ein Theil der Decke ist bereits vor zwei Jahren eingestürzt, und die Tapeten sind halb verfault durch die Nässe, die von oben eindringt. Auch sind die Dielen schon Jahre lang geborsten."

Die Gräfin, die sich resignirt in einen der verschossenen Lehnstühle niedergelassen hatte, während ihr Gemahl langsam über den verblichenen, fadenscheinigen Teppich schritt, ein Möbelstück nach dem anderen betrachtend, stieß ein kurzes, bitteres Lachen aus über die Beschreibung, die der alte Kastellan von dem Verfall des Schlosses entwarf. Der Graf wandte sich hierauf rasch um und warf ihr einen finsteren Seitenblick zu. Dann wandte er sich zu dem Alten.

„Es ist schon gut, Fabian! Ich weiß, daß mein hochseliger Vater nichts zur Erhaltung des Gutes gethan hat. Steckt jetzt in meinem Zimmer und in dem meiner Gemahlin ein paar Wachskerzen an, wir werden uns bald zur Ruhe begeben. Dann soll Christian den Korb mit dem Abendbrod aus dem Wagen heraufbringen."

„Herr Graf wählen doch das Zimmer hier nebenan?"

„Ja, wie ich Euch bereits geschrieben habe. Die beiden Gemächer jenseits des Korridors werden der Gräfin

und meiner Nichte eingeräumt, die morgen mit dem Frühesten eintreffen wird. Der Stall ist doch hoffentlich noch soweit in Ordnung, um darin wenigstens für eine Nacht Pferde und Wagen unterbringen zu können, oder nicht?"

„Nun, es wird sich schon machen. Regen steht ja, Gott sei Dank, für diese Nacht nicht zu befürchten."

Die Gräfin ließ wieder ihr leises, höhnisches Lachen hören.

„Gut," fuhr der Graf fort, „Christian müßt Ihr eben für heute in Eurem Stübchen im Erdgeschoß beherbergen. Nachdem er meine Nichte von der Bahnstation abgeholt, kehrt er ohnedies nach Lengefeld zurück."

Fabian verbeugte sich sehr respektvoll und verließ das Zimmer. Graf Brencken nahm wieder seinen Spaziergang von einem Fenster zum anderen auf. Gräfin Angelika aber sah mit gerunzelter Stirn in die Flammen des alten, verstaubten Kronleuchters, der von der hohen Decke niederhing, und versank in düsteres Brüten.

Erst nachdem Christian den Korb mit dem mitgebrachten Mundvorrath hereingetragen und mit Hilfe des alten Kastellans den Tisch gedeckt hatte, unterbrach der Graf das unheimliche Schweigen.

„Du hast von Sarwitz heute wohl einen besonders unfreundlichen Eindruck empfangen, Angelika, aber ich hoffe, daß Du Dich allmählig an die hiesige Abgeschlossenheit gewöhnen wirst."

Angelika erwiederte nichts. Sie schob ihren Stuhl näher an den Tisch und beschäftigte sich mit dem Essen.

„Wir werden hier freilich die Gesellschaft der Residenz

und die Sommervergnügungen von Lengefeld vermissen," begann Brencken wieder, nachdem die beiden Diener sie allein gelassen hatten, „meine Nichte aber ist ein gebildetes, wohlerzogenes Mädchen, mit dem Du Dich gewiß noch befreunden wirst. Elsbeth freut sich, Dich kennen zu lernen."

Angelika verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln.

„Gib Dir keine Mühe, mir die Pille zu verzuckern. Ich weiß recht wohl, daß dieses erbärmliche Eulennest Sartwitz mein Kerker, und Deine Nichte meine Kerkermeisterin sein soll, welches Amt sie mit Dir und diesem geschwätzigen Fabian theilen wird."

„Du bemühst Dich offenbar, Dir jeden Stachel noch besonders zuzuspitzen," entgegnete Brencken mit einer gewissen herben Ironie. „Jedenfalls verbesserst Du mit solchen Vorstellungen Deine Lage nicht."

„Das dürfte Dir wohl wenig Kummer bereiten. Aber gestatte mir, Dir meine volle Bewunderung auszusprechen über Dein Raffinement, mit welchem Du gerade dieses Schloß zu unserem ferneren Aufenthalt gewählt hast. Ich glaube, einen geeigneteren Ort zum Schauplatz meiner langsamen Vernichtung hättest Du nirgends sonst finden können."

„Sartwitz ist Fideikommiß und war früher der Stammsitz meines Geschlechts. Als jedoch die Eisenbahn gebaut wurde, verlegte mein Vater den Stammsitz der Familie nach dem Gute Lengefeld, da dieses eine Bahnstation bekommen hatte, während Sartwitz in seiner Abgeschiedenheit nur noch sehr selten, in den letzten sechsundzwanzig Jahren

gar nicht mehr besucht wurde und allgemach in Verfall gerieth. Dennoch hängt an Sarwitz eine der reichsten Liegenschaften unseres ganzen Vermögens, und ich, sowie eine ganze Reihe meiner Vorfahren haben auf Schloß Sarwitz das Licht der Welt erblickt."

„Was Du mir da vorträgst, gehört eigentlich nur dazu, um der Welt unsere seltsame Zurückgezogenheit auf diesem Gute plausibel zu machen."

Der Graf zuckte die Achseln.

„Nicht übel gerathen, mein Engel. Ich bin die Rücksicht auf das Gerede der Welt meinem makellosen Namen schuldig. Und danke Du Gott, daß ich diese Rücksicht übe, sonst —"

Er vollendete nicht, sondern trank ein Glas Wein aus, um die Erregung, die sich seiner bemächtigt hatte, hinabzuspülen. Angelika lächelte wieder in ihrer höhnischen Weise, obgleich sie bei seinen Worten ein wenig blässer geworden war.

„Du meinst die Scheidung?" erwiederte sie gelassen. „Nun, am Ende wäre das nicht mehr Eklat als jener, den Du durch Deine Verbindung mit einer — Bürgerlichen erregtest."

„Ah, Du verfügst ja über herrliche Sophismen. Daß meine Frau die Tochter eines einfachen Arbeiters ist, die ich vor acht Jahren aus dem edelsten Triebe des menschlichen Herzens, aus inniger, wahrer Liebe heirathete, bedeutet nur in gewissen Kreisen des Feudaladels einen Skandal, in Kreisen, die ich seit meiner Mündigkeit schon gemieden habe, weil ich ihre verzopften Anschauungen

nicht theile. Aber eine Scheidung von dieser Frau, die ich trotz der Vorurtheile meiner Standesgenossen zu meiner Lebensgefährtin gemacht habe, würde berechtigten Anstoß erregen; um so mehr," setzte er mit Nachdruck hinzu, „als es nicht lange verborgen bleiben könnte, was den Grund zu dieser Trennung bildete. Die Gesetze der modernen Gesellschaft aber finden in solchem Grunde eine Schmach für den Mann, und dieser will ich entgehen."

„Das ist ja doch nur wieder Feigheit vor der sogenannten öffentlichen Meinung. Doch apropos, weil Du eben erwähntest, Du theiltest nicht das Vorurtheil Deiner Standesgenossen gegen bürgerliche Ehen — weshalb kam denn dann Deine Nichte Elsbeth, auch eine Bürgerliche, niemals in Dein Haus, in Deine Familie?"

„Weil meine arme Schwester, als sie vor zwanzig Jahren das Haus meiner Eltern mit Golewsky, dem Sekretär meines Vaters, verließ, sich auf immer von der Familie lossagte. Mein Vater suchte keine Annäherung, und mein Herr Schwager war so stolz, seinem Kinde selbst nach dem Tode seiner Frau jeden Verkehr mit uns abzuschneiden. Als auch er vor einem Jahre starb, hatte ich keine Kenntniß davon, und erst vor Kurzem wurden meine Bemühungen, das Kind meiner Schwester aufzufinden, von Erfolg gekrönt."

„Ei, das sieht ja fast wie reinste Menschenfreundlichkeit aus, und doch weiß ich ganz bestimmt, daß Deine Wahl nur deshalb auf Elsbeth Golewsky fiel, weil Du sie für sehr geeignet hältst, mich zu bewachen. Sie scheint Dir die Einzige zu sein, der Du trauen darfst!"

Eine dunkle Zornesröthe flammte in dem Gesicht des Grafen auf.

„Du entwickelst einen Cynismus, der mich anwidert. Gib Acht, Angelika, ehrvergessenes Weib, daß mich der Abscheu nicht so weit übermannt, um doch noch alle Rücksicht auf das Gerede der Welt über Bord zu werfen und zum Aeußersten zu schreiten."

Aber sie kannte seinen Charakter zu gut; sie wußte, daß er so weit niemals gehen würde, und lächelte.

„O, mäßige Deine übermoralische Entrüstung! Du nennst das Cynismus, was nur Aufrichtigkeit ist. Habe ich meine Neigung nur einen Augenblick geleugnet? Ich bekannte offen, daß ich eingesehen, daß mich nicht Herzensneigung an Dich gefesselt; ich bekannte, daß der Lieutenant v. Maley meine ganze Liebe gewonnen habe, und daß mich nichts hindern würde, ihn immer zu lieben. Und das halte ich auch heute noch aufrecht, und Du weißt es. Da Du Dich meiner nicht entledigen kannst, ziehst Du es vor, Maßregeln zu treffen, um mich von der Außenwelt abzusperren, Du vergräbst mich hier in einen Kerker, mit einem Worte, Du nimmst den Kampf mit mir auf. Wohlan, ich gebe mich nicht als besiegt, ich werde mit dem Recht des Gefangenen Alles aufzubieten trachten, um mir die Freiheit, das heißt die Verbindung mit dem einzigen Manne, der meine Liebe besitzt, wieder zu verschaffen. Soweit ist dieser Kampf wenigstens ein ehrlicher."

Sie hatte sich gleichfalls in eine hohe Erregung hineingesprochen. Ihre Wangen färbten sich lebhafter und ihre

schlanke, ebenmäßige Gestalt, die hochaufgerichtet vor dem Tische stand, durchflog ein Zittern der Wuth, während ihr Auge in leidenschaftlicher Gluth blitzte.

Brencken war an die Lehne seines Fauteuils zurückgesunken und sah mit todesbleichem Antlitz auf seine Frau. Diese Unverschämtheit ging ihm über alle Begriffe.

„Und mit derselben Aufrichtigkeit," fuhr Angelika nun etwas ruhiger fort, „sage ich Dir, daß ich Deine Nichte Elsbeth hasse, ohne sie zu kennen, und daß ich sie nie anders als meine Todfeindin, meine Wächterin betrachten werde, die Du mir zur Qual aufgestellt hast!"

Brencken erhob sich schweigend und ging an's Fenster. Während er durch die trüben Scheiben in den verwilderten Park hinausblickte, wo der heulende Nachtwind des Herbstes die dürren Blätter durcheinander wirbelte, gedachte er der Zeit vor acht Jahren, als er jenes Weib als seine Gattin heimführte.

Auf einem Spazierritt hatte ihn sein scheugewordenes Pferd abgeworfen. Er war im Steigbügel hängen geblieben und wurde von dem wilden Thiere nachgeschleift über Disteln und Steine, bis er das Bewußtsein verlor. Man brachte ihn in das nächstgelegene Haus des Dorfes, zu einem armen Schreiner, wo er aufmerksame Pflege fand. Die Schwere seiner Kopfwunde, die jeden Transport unmöglich machte, nöthigte ihn zu mehrwöchentlichem Verbleiben in dem einfachen Hause. Er lernte seine schöne Pflegerin, Angelika, die Tochter seines Wirthes, kennen und lieben. Trotzdem er damals schon ein Fünfziger war, ergriff ihn diese Neigung so mächtig, die einfache, schlichte

Umgebung schien ihm, der von jeher dem Dünkel seiner Standesklasse eine demokratische Verachtung entgegengesetzt, so achtbar, so anheimelnd, daß er, der Verbindungen mit den angesehensten Töchtern des Adels ausgewichen war, um die Hand des siebenzehnjährigen Kindes aus dem Volke warb.

O, hätte er es doch niemals gethan!

Schon nach kurzen Flitterwochen mußte er einsehen, daß seine Liebe niemals erwiedert worden war, er sah sein ehrliches Bestreben, das Glück seiner Gattin zu begründen, seinen edlen Charakter, seine weltgewandte Bildung nicht verstanden von Derjenigen, die er zu seiner Lebensgefährtin gemacht hatte. Ja, er mußte sehen, daß sich allmählig die Seiten, die er, von seiner Liebe verblendet, für Vorzüge gehalten, als Fehler enthüllten, daß ihre anfängliche Ursprünglichkeit zum Hang nach dem Trivialen, Gemeinen wurde, ihre Aufrichtigkeit zum Cynismus, der jedem Taktgefühl Hohn sprach.

Vor etwa zwei Jahren war ein junger Husarenoffizier, ein gewisser Herr v. Maley, in sein Haus eingeführt worden. Dieser Mensch, ein richtiger Baron von Habenichts, der bis über beide Ohren in Schulden steckte, war der Mann, der Angelika gefiel. Die Uniform des jungen Mannes, seine freche Galanterie, seine derben Kasernenspässe gewannen ihr Bewunderung ab, und sie zögerte keinen Moment, ihn dies merken zu lassen. Da auch der gewissenlose Herr v. Maley sich nach seiner Weise nicht viel Zwang auferlegte, konnte dem Grafen das Verhältniß nicht lange verborgen bleiben. Doch alle Vorstellungen

seiner Frau gegenüber blieben erfolglos, Angelika gestand ihm ihre Neigung für Maley ohne Scheu und erklärte rund heraus, daß sie nie davon lassen werde. Brencken, der jeden Eklat vermeiden wollte, blieb also nichts Anderes übrig, als sich mit ihr auf sein Gut Lengefeld zurückzuziehen und Herrn v. Maley sein Haus zu verbieten. Wirklich schien dieses Mittel gefruchtet zu haben, denn er sah den Offizier nicht wieder und Angelika that seiner nicht die geringste Erwähnung. Er selber aber, der einsah, daß seine Ehe durch Vorwürfe keineswegs erfreulicher gestaltet werden könne, bemühte sich, die Geschichte anscheinend zu vergessen, innerlich aber war er dem Weibe, das er einst abgöttisch geliebt, bereits vollständig entfremdet, er mied thunlichst jedes Zusammensein mit Angelika und behandelte sie nur vor der Welt als seine Gattin. Als er eines Tages von befreundeter Seite die Nachricht empfing, daß jener Herr v. Maley dringend verdächtig war, durch Falschspiel sein „Glück zu korrigiren", daß er aus dem Waffendienste entlassen worden sei, gab er sich der Hoffnung hin, daß diese Affaire Angelika von ihrer Neigung für den Abenteurer gründlich geheilt hätte. Er begab sich jetzt, wie so viele seiner Standesgenossen, die in ihrer Ehe nicht das erhoffte Glück gefunden, auf Reisen. Durch einen Zufall erfuhr er jedoch eines Tages, daß Maley nach wie vor mit seiner Gattin in Verkehr stand.

Brencken kehrte schleunigst nach Lengefeld zurück, trat Maley unerwarteter Weise entgegen und peitschte ihn mit der Reitgerte zu seinem Hause hinaus. Hierauf traf er

alle Anstalten, um seiner Frau hinfort jedes Wiedersehen mit dem Elenden unmöglich zu machen. Er schrieb an den alten Kastellan seines längst nicht mehr besuchten Gutes Sarwitz, der schon unter Brencken's Vater im Dienste der Familie stand, und theilte ihm mit, daß er von nun an seinen Aufenthalt in dem alten Schlosse nehmen werde.

Er war wirklich entschlossen, Sarwitz für Angelika zum Gefängniß zu machen. Ihre ganze Umgebung sollte außer ihm nur in dem alten Fabian und seiner Nichte Elsbeth bestehen. Die Gräfin konnte keinen einzigen unbeobachteten Schritt thun, sollte die Grenze der Parkmauer nicht überschreiten und außer Stande sein, Nachrichten nach Außen dringen zu lassen, oder solche von dort her zu empfangen. Kein Diener, keine Zofe war da, die sie hätte bestechen können; Fabian und Elsbeth sollten das einfache Hauswesen besorgen und streng darüber wachen, daß die drakonischen Hausregeln des Grafen auf's Genaueste befolgt würden.

2.

Das Leben auf Sarwitz verfloß nicht ganz in der Weise, wie Brencken es sich gedacht hatte. Die Abgeschiedenheit war allerdings ganz die erwünschte; ein Bauer aus dem nächsten Dorfe brachte die Lebensmittel und sonstige Bedarfsartikel aus der Stadt. Dieser Bauer kam stets nur bis zum Erdgeschoß des Schlosses, wo ihm Fabian seine Vorräthe abnahm. Sonst passirte Niemand das Gitterthor in der Parkmauer. Der Graf, der stets selbst die Schlüssel dazu verwahrte, verabsäumte nie, so oft er

das Gut zu einem Spaziergang verließ, das Amt eines Kerkermeisters auf das Genaueste zu erfüllen.

Ein Umstand, den Brencken besonders nach der stürmischen Unterredung mit seiner Frau am ersten Abend ihrer Ankunft auf Sarwitz nicht erwartet hatte, war die Art und Weise, wie Angelika mit Elsbeth verkehrte, die einen Tag später als das Ehepaar eingetroffen war. Die Gräfin zeigte nämlich ihrer Nichte nichts von dem Haß, den sie bereits gegen ihren Gemahl geäußert hatte, vielmehr war sie bestrebt, durch Rücksicht und Entgegenkommen die Rolle der wohlwollenden Tante zu spielen. Allerdings war Elsbeth Golewsky auch ein Charakter, dem nur ein Teufel feindlich gesinnt sein konnte. Still und bescheiden, von edelster Herzensgüte, verband sie die Lieblichkeit der Jungfrau mit feinem, durchdringendem Geist, was auf ihrem offenen, lieblichen Gesichtchen zum vollendetsten harmonischen Ausdruck kam.

Der Graf kannte aber seine Gemahlin bereits zu gut, um nicht zu wissen, daß sie nicht im Stande sei, Seelenadel, in welcher Gestalt auch immer, zu schätzen. Er beurtheilte daher ihr freundschaftliches Verhalten zu dem Mädchen als eitel Heuchelei und witterte eine neue Tücke hinter dieser wohl beabsichtigten Politik.

Auch Elsbeth mußte dieselbe erkennen, wenn nicht auf Grund von Erfahrungen, doch wenigstens aus jenem reinen Instinkt, den unschuldige Naturen für alles Erkünstelte und Unlautere besitzen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, die anscheinende Herzlichkeit der Tante zu erwiedern. Verschlossen und verschüchtert trat sie ihr gegen-

über, und längst wohl wäre sie ihrem inneren Drange gefolgt, der sie aus der Gesellschaft dieses Weibes trieb, wenn sie nicht die Güte des Onkels zurückgehalten hätte, der dem lieblichen Kinde ein echtes Vatergefühl widmete und seine schönste Aufgabe darin sah, Elsbeth's Wohlbefinden und inneres Glück zu befördern. —

In Rollenhagen hatte sich mittlerweile rasch die Kunde verbreitet, daß Graf Brencken sein Stammschloß Sarwitz wieder bezogen habe. War schon dieser seltsame Umstand allein genügend, die guten Bürger mit großem Erstaunen zu erfüllen und zu den buntesten Kombinationen zu veranlassen, so mußte die höchst sonderbare Lebensweise, welche die gräfliche Familie führte, noch mehr Verwunderung erregen und die klatschsüchtigen Zungen der Stadt beschäftigen. Bald hieß es, Graf Brencken wäre geisteskrank, und seine Frau, die eine blendende Schönheit wäre, hätte ihn durch ihren skandalösen Lebenswandel zu dieser Geistesstörung gebracht und hielte ihn nun in solcher Abgeschiedenheit, um der Welt seinen Zustand zu verbergen. Andere wollten wissen, die Gräfin, die eine Tänzerin gewesen sei, habe ihren Mann durch den wahnsinnigsten Luxus ruinirt, und Brencken lebe jetzt darum mit solcher Einfachheit auf dem halbverfallenen Schlosse, weil es das einzige Ueberbleibsel seiner einst so zahlreichen Besitzungen sei, und seine Verhältnisse ihm nunmehr keine bessere Lebensweise gestatteten. Diese beiden Versionen waren die verbreitetsten unter den zahlreichen Vermuthungen, die über „Brenckens da oben" angestellt wurden. Es war dabei überdies merkwürdig, daß Niemand in der Stadt

Angelika kannte und doch Alles darüber einig war, sie trüge eine Hauptschuld an dem geistigen oder materiellen Ruin des Grafen, und wäre die Ursache jener sonderbaren Lebensweise, die der biederen Bürgerschaft so viel zu denken gab.

Diese Gerüchte, die wer weiß wie durch die Riegel und Schlösser drangen, mit denen der Graf das Geheimniß seines ehelichen Elends umgab, hatten wunderbarer Weise den naheliegenden Weg zu Elsbeth nicht finden können. Das gute Kind, das nicht viel Begriff von luxuriösem Leben, von aristokratischem Aufwand hatte, fand die Zurückgezogenheit, in der sie mit der Tante und dem Onkel lebte, in der Misanthropie des Grafen begründet, der hier auf dem öden Schlosse, umgeben von der ganzen einförmigen Trostlosigkeit des Winters, philosophischen Studien nachzuhängen vorgab.

So ging allmählig der Winter dahin, der Lenz hatte schon früh seinen Einzug gehalten und strebte immer mehr dem Sommer zu. Auf Sarwitz hatte sich nichts erheblich verändert; Angelika spielte Elsbeth gegenüber die Rolle der liebevollen Tante mit derselben Virtuosität, die sie gleich anfangs gezeigt hatte; Elsbeth setzte ihrem Benehmen die gewohnte Reserve entgegen und schloß sich um so inniger an den Onkel an, als sie nachgerade bemerken mußte, daß diesen das Unglück seiner Ehe immer schwerer darnieder drückte.

Ja, den Grafen Edgar hatte der stetige geheime Kampf mit seiner Gattin nach und nach aufgerieben. Er ward immer mehr verbittert, der ununterbrochen an ihm nagende

Kummer hatte die Falten zwischen seinen Augenbrauen, die Furchen, die dem einst so stolz und freundlich geschwungenen Mund einen schmerzlichen Ausdruck gaben, vertieft und das Feuer seines Auges getrübt. Die hohe, imponirende Gestalt sank zusammen, der Kopf vornüber und die Hand, die jetzt noch weit öfter als sonst über Stirn und Augen fuhr, als habe sie von da düstere Schatten zu verscheuchen, zitterte. —

Eines Nachts erwachte der alte Fabian; das Alter leidet ja stets an Schlaflosigkeit. Die dumpfe Luft seiner Stube wurde dem Greise unerträglich. Er stand auf und öffnete das Fenster, das in den rückwärtigen Theil des mächtigen Schloßparkes blickte. Die milde Nachtluft des Juni und der helle Mondenschein, der hereindrang, thaten ihm wohl, und längere Zeit lag er nachdenklich im Fensterrahmen. Plötzlich sah er eine lichte, schlanke Gestalt über einen der entfernteren Kieswege huschen. Verwundert hob er den Kopf, hielt die Hand empor als Blende gegen das grelle Mondlicht und blickte scharf nach der Gestalt hinüber, die jetzt im Nu, geräuschlos wie sie erschienen, hinter einem der dichten Sträucher verschwand. Fabian, der fast geneigt war, an eine Täuschung seiner alten, schwachsichtigen Augen zu glauben, beschloß zu warten, ob sich die Erscheinung wieder zeigen würde. Er zog sich vom Fenster zurück und stellte sich in den Schatten der Gardine, unablässig den fernen mondbeschienenen Kiesweg im Auge behaltend. Er mochte so etwa an zehn Minuten gestanden haben, als dieselbe Gestalt zwischen einer Baumlichtung sichtbar wurde. Sie glitt mit gespensterhafter

Beweglichkeit durch die Reihen der Baumstämme — jetzt mußte sie den Kiesweg überschreiten, den die Mondstrahlen fast taghell beleuchteten. Kaum hatte sie die ersten flüchtigen Schritte über die knirschenden Steine gethan, als Fabian erschreckt zurückfuhr.

„Himmel — die gnädige Frau!"

Im selben Augenblick war sie schon im Gebüsch verschwunden, aber der Alte hatte sie deutlich erkannt; es war ohne Zweifel Angelika. Aber was sollte diese seltsame Promenade bedeuten? Was hatte die Gräfin zu dieser Zeit im Park zu suchen? Und weshalb diese auffällige Eile, diese scheue Hast, als fürchte sie, beobachtet zu werden?

Fabian blieb noch eine Weile am Fenster, auf ihr abermaliges Erscheinen wartend, als ob ihm dieses Aufklärung geben könne, aber die Gräfin kam nicht wieder. Schon wollte er den Flügel schließen und wieder sein Bett aufsuchen, als er hinter einem fernen Bosquet Stimmen zu vernehmen glaubte. Er horchte angestrengt, konnte sich aber nicht die Gewißheit verschaffen, ob ihn sein Ohr nicht betrüge. Er blieb lange so in seiner lauschenden Stellung, jedoch vergebens, er sah und hörte nichts mehr. Als endlich der Mond allmählig seinen Standpunkt wechselte und die Hinterseite des Parkes dunkel ließ, mußte sich Fabian wohl oder übel entschließen, seinen Posten aufzugeben und auf sein Lager zurückzukehren. Er schloß das Fenster und warf sich auf das Bett, aber der Schlaf floh ihn jetzt erst recht. Unruhig wogten seine Gedanken hin und her. Was sollte er thun? Sollte er schweigen, sollte er seinem Herrn Mittheilung machen? Was war

das eigentlich für eine Entdeckung? Angelika promenirte Nachts im Garten; deshalb durfte er doch nicht Mißtrauen, neuen aufregenden Kummer in das kranke Gemüth des Grafen werfen. Gesetzt auch den Fall, er hätte sich nicht getäuscht und Angelika sprach wirklich mit einer zweiten Person hinter jenem Bosquet, gesetzt auch den Fall, diese zweite Person wäre, wie Fabian instinktiv vermuthete, der heimliche Galan der Gräfin gewesen — was würde geschehen, wenn Graf Edgar davon erführe? Er würde ihm vielleicht nachspüren, ihn im ersten Zorn niederstechen, oder ihn vor die Pistole fordern und vielleicht von Jenem getödtet werden. Was Fabian auch ersann — es bedeutete neuerliches Unheil für das Haus, an dem er mit ganzem Herzen hing.

So erwog der alte Diener hin und her, ohne zu einem entscheidenden Resultat gelangen zu können. Er beschloß endlich, sich noch den morgigen Tag zur reiflicheren Ueberlegung vorbehalten zu wollen.

3.

Graf Edgar verfiel immer mehr seiner düsteren, weltscheuen Stimmung. Selbst Elsbeth, die sonst die Einzige war, die mit ihrem Geplauder ein Lächeln auf seine Lippen zaubern konnte, sah kein freundliches Gesicht mehr von ihm. Seine Lebenskraft glich einem langsam verglimmenden Feuer, dessen vollständiges Verlöschen er wohl selbst nachgerade erwartete.

Angelika lebte in demselben Maße auf, als ihr Gatte zu schwinden schien. Sie rechnete offenbar auf sein Hin-

scheiden und erging sich in dem Gedanken an ihre künftige Freiheit und die Genüsse, welche ihr diese versprach, denn ihr Gatte hatte sie in seiner einstigen Leidenschaft im Heirathskontrakt zur Erbin seiner Güter eingesetzt und eine Aenderung war bisher noch nicht erfolgt. Ihr Verhalten Elsbeth gegenüber war, wie Brencken ganz richtig vermuthet hatte, nur eine List, um bei dem unschuldigen, aber klugen Mädchen kein Mißtrauen in ihren Charakter zu erregen. Nur Eines machte ihr bange Sorge, das war die Furcht, Edgar könne vor seinem Tode ein Testament zu Gunsten seiner Nichte aufsetzen, und dadurch die Bestimmungen des Heirathskontraktes umstoßen. Daß diese Furcht durchaus nicht unbegründet war, entnahm sie aus seinen verschiedenen Aeußerungen, wenn er dem geliebten Kinde über die blonden Locken fuhr und den Wunsch aussprach, ihr eine glückliche Zukunft zu bereiten.

Eines Morgens beim Frühstück war der Graf blässer als gewöhnlich. Elsbeth frug ihn besorgt, ob er sich unwohl fühle.

„Mein gutes Kind,“ sagte er mit trübem Lächeln, „ich habe mich schon seit Jahren überhaupt nicht mehr wohl gefühlt. Gib Acht, Du wirst den Oheim nicht allzulange mehr an Deiner Seite sehen!“

Angelika zuckte zusammen bei diesen Worten. Das war das erste Mal, daß der Graf auf seinen Tod anspielte. War es schon so weit gekommen, dann mußte sie doppelt besorgt sein!

Elsbeth stürzte auf den Onkel zu und legte ihren



Arm um seinen Nacken. Aus ihrer Stimme drang ein mühsam zurückgehaltenes Weinen.

„Nicht so, Onkel, was sprichst Du da?"

„Du mußt Dich allmählig an diesen Gedanken gewöhnen," sagte er leise, „damit er Dich dann nicht um so herber treffe. Wer weiß, wie lange es mir noch beschieden ist, auf dieser Erde zu sein. Manches Mal verspüre ich nicht übel Lust in mir, es selbst mit einem Schlage zu Ende zu führen!"

„Um's Himmels willen, Onkel, das ist ja Sünde, was Du da sagst!" rief Elsbeth schmerzvoll und sah ihm entsetzt in's Gesicht.

Der Graf zuckte die Achseln, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen. Elsbeth betrachtete ihn wehmüthig. Angelika sah in ihre Chokoladentasse.

So entstand eine peinvolle Pause. Der alte Fabian, der im Hintergrunde des großen Zimmers beschäftigt war, wischte sich die Augen, nahm das Präsentirbrett und machte sich geräuschlos davon.

Als Brencken so zurückgelehnt dalag, trat die ganze Verheerung, die der fortwährende nagende Gram auf seinem Gesichte angerichtet hatte, mit erschrecklicher Deutlichkeit hervor. Hätte sich nicht dann und wann ein unregelmäßiger Athemzug stoßweise aus seiner Brust gerungen, man hätte ihn bereits für todt halten können.

Elsbeth fühlte sich furchtbar beklommen bei diesem Anblick. Sie beugte sich auf seine abgemagerte Hand herab und drückte einen Kuß darauf. Brencken schlug die Augen auf und streichelte ihre Wange.

„Das Bewußtsein, Dich schutzlos zurückzulassen, macht mir allein das Sterben schwer," sagte er leise und abgebrochen, als setze er nur seinen Gedankengang im unbewußten Selbstgespräche fort. „Doch was ich thun kann, Dir ein glückliches Loos zu schaffen, soll geschehen. Ich fühle es, es ist hohe Zeit. Morgen will ich einen Notar rufen lassen."

Er legte die zitternde Rechte über die Augen. Seine übrigen Worte waren nicht mehr vernehmbar. Nach einer längeren Pause richtete er sich auf, ein scharfer Blick seiner Gattin streifte ihn, den er mit einem ironischen Lächeln erwiederte. Hatte er die Gedanken Angelika's in diesem Moment errathen? —

Brencken schloß sich bis zum Mittagessen auf seinem Zimmer ein, um der Ruhe zu pflegen, wie er sagte. Thatsächlich schien ihn dieselbe bedeutend gestärkt zu haben, denn als er beim Mittagstisch erschien, war sein Auge lebhafter und seine Bewegungen schienen weniger unsicher.

„Du bist anscheinend wieder wohler, Onkel?" frug Elsbeth sichtlich erfreut, als sie ihm den vollen Suppenteller hinreichte.

„Es ist uns immer eine Erleichterung, wenn wir einen bestimmten Entschluß gefaßt haben, den wir als zweckmäßig erkennen," erwiederte er. „Auch die Resignation, mit welcher wir dem Unvermeidlichen entgegensehen, macht uns stärker und widerstandsfähiger."

Angelika sagte wieder nichts, sie preßte nur die Lippen aufeinander und zerknitterte die Serviette auf ihrem Schoße.

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen graute kaum der Tag, als sich Fabian von seinem Lager erhob. Die Worte, die er gestern aus dem Munde seines Herrn vernommen, hatten schon den ganzen vergangenen Tag schwer auf seinem Herzen gelastet und seine Unruhe wach erhalten.

Sollte der Graf wirklich an Selbstmord denken?

Der alte Kastellan schauderte bei dem Gedanken. Er fühlte sich furchtbar beengt und beschloß, einen beruhigenden Spaziergang durch den Park zu machen. Die kühle Morgenluft, der Anblick des saftigen Grüns thaten ihm wohl. Aber immer wieder lenkte er seine Schritte nach der Allee hin, von der aus er zu den geschlossenen Fenstern des Zimmers emporsehen konnte, das der Graf bewohnte. Er kam sich fast wie eine Schildwache vor.

Allmählig rückte die Zeit vor. Fabian sah auf seine Uhr — es war Sieben, die Stunde, zu welcher Graf Edgar sich gewöhnlich zu erheben pflegte. Heute schien der Gutsherr längerer Ruhe zu bedürfen; die Fenster seines Zimmers blieben geschlossen und die dunklen Gardinen dahinter wehrten den Sonnenstrahlen den Eingang.

Der alte Diener ging in das Haus, in die Küche, wo schon die flinke Elsbeth mit der Bereitung des Frühstücks beschäftigt war. Er ordnete das Service und machte sich an allen Enden zu schaffen, in der offenbaren Absicht, von dem Fräulein angeredet zu werden. Er hätte so gerne mit ihr über den Onkel gesprochen.

„Nun, Fabian," begann Elsbeth endlich in ihrer freundlichen Weise, „ist mein Onkel noch nicht aufgestanden? Es ist doch schon längst seine Stunde vorbei."

„Er hat mir noch nicht geklingelt, gnädiges Fräulein."

„Der Onkel wird schlecht geschlafen haben und das Versäumte jetzt am Morgen nachholen. Er bedarf auch dringend der Ruhe."

„Mein Gott, gnädiges Fräulein, wenn es der Herr Graf nur gestatten wollte, daß ich aus Rollenhagen den Arzt hole!"

„Sie haben Recht, wir dürfen nicht länger zögern, ärztlichen Rath in Anspruch zu nehmen, selbst wenn es gegen den Willen des Onkels sein sollte. Ich werde noch heute mit der Gräfin darüber sprechen."

Sie nannte Angelika niemals anders, als die „Gräfin". Der vertrauliche, verwandtschaftliche Ton, den sie im Verkehr mit dem Oheim anschlug, wollte ihr der Tante gegenüber nie gelingen.

„Bitte, thun Sie das, gnädigstes Fräulein! Ich fände große Beruhigung darin, wenn ich den gnädigen Herrn von dem Auge des Doktors bewacht wüßte. Der Herr Graf macht mir ernstlich bange."

Elsbeth schwieg. Sie hätte so gerne die Besorgnisse des guten Alten zerstreut, aber sie vermochte es nicht, da Trost zu spenden, wo sie selbst so tief bekümmert war.

So war es halb Neun geworden, um welche Zeit täglich das Frühstück eingenommen wurde. Fabian trug mit Elsbeth die Tabletten in den Saal hinauf, wo schon Angelika in ihrem Armstuhle saß. Der Graf war jedoch noch immer nicht erschienen.

„Der Onkel ist noch nicht aufgestanden?" bemerkte Elsbeth.

„Ach, er wird heute Nacht wieder lange gelesen und studirt haben. Er sprach ja einen solchen Vorsatz schon gestern Nachmittag aus, da er sich wieder beträchtlich gestärkt glaubte."

„Du lieber Himmel, der Onkel wird doch nicht daran denken, bei seiner angegriffenen Konstitution seine Studien wieder aufzunehmen!"

Angelika zuckte die Achseln.

„Du kennst ihn ja, wie eigensinnig er in dieser Hinsicht ist."

Elsbeth konnte nur mit Aufgebot aller Willenskraft die bangen Ahnungen bemeistern, die sich ihrer während des Frühstücks bemächtigten, das nun in der Abwesenheit des Hausherrn eingenommen wurde. Auch Fabian sah wohl hundertmal nach der Thür, ob denn der Graf noch immer nicht erscheinen wolle, und schüttelte ein über das andere Mal das kahle Haupt, als Minute auf Minute verstrich, ohne daß Brencken sichtbar geworden wäre.

Nur Angelika schien die Besorgniß der Beiden nicht zu theilen. Mit vollkommenster Gelassenheit befriedigte sie ihren Appetit und blickte so heiter und fröhlich drein, als säße sie als liebende und geliebte Gattin an der Seite ihres Eheherrn im glücklichsten Familienkreise.

Nach dem Frühstück konnte Fabian seinem inneren Drange aber nicht mehr widerstehen. Nachdem er schon einige Male verstohlen an die Tapetenthüre gepocht hatte, die vom Saal aus in das Gemach des Grafen führte, ging er in den Hausflur hinab, um von dort aus die morsche Treppe emporzusteigen, die nach dem Korridor

führte, in welchen die zweite Thür vom Zimmer des Grafen mündete. Diese war gewöhnlich unverschlossen. Brencken liebte es, von da aus über die Treppe in den Garten hinabzusteigen, um seinen Morgenspaziergang zu unternehmen, ehe er zum Frühstück kam.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Minuten später stürzte der alte Diener, erdfahl im Gesicht und an allen Gliedern wie Espenlaub zitternd, in den Saal, wo die Gräfin am offenen Fenster stand und, ein Liedchen vor sich hin summend, in den sonnenbeleuchteten Park hinab sah, während Elsbeth am Tische mit einer Handstickerei beschäftigt war.

„Um's Himmels willen, was ist geschehen?" schrie Elsbeth entsetzt auf.

Fabian hob die Arme und gestikulirte, aber seine Lippen bewegten sich tonlos. Erst nachdem ihm die gleichfalls herzugeeilte Gräfin ein Glas Wasser gereicht hatte, fand er Worte.

„Gott steh' uns bei," stöhnte er jammernd, „der gnädige Herr liegt in seinem Zimmer — todt!"

„Todt?" schrie Angelika laut auf. „Mein Gott, wie ist das möglich?"

Elsbeth sagte nichts, aber jeder Blutstropfen war aus ihren Wangen gewichen. Sie saß wie erstarrt auf ihrem Stuhl.

„Als ich nach vergeblichem Klopfen öffnete," fuhr Fabian fort, „sah ich den Herrn Grafen neben seinem Schreibtisch im Nachtgewande erstarrt liegen. Ich stürzte zu ihm nieder und wollte seinen Kopf aufheben, aber ich

fand keine Kraft dazu. Ich konnte mich nur überzeugen, daß sein Körper bereits eiskalt und starr war."

„Kommen Sie schnell," rief Angelika, zur Thür eilend, „wir müssen nach ihm sehen!"

Sie stürzte hinaus. Taumelnd, den Kopf zwischen beiden Händen haltend, folgte ihr der greise Diener, während ihn krampfhaftes Schluchzen erschütterte. Elsbeth war zu Boden gesunken, mit Kopf und Armen auf dem Stuhle liegend, während sie ihren Thränen freien Lauf ließ.

Nach wenigen Minuten wurde vom Zimmer Brencken's aus die Tapetenthüre aufgeschlossen. Angelika stand im Thürrahmen und rief die Nichte herbei. Mit wankenden Füßen raffte Elsbeth sich auf und näherte sich der Schwelle, von wo aus ihr ein entsetzlicher Anblick wurde.

Graf Edgar lag zusammengekrümmt auf dem Teppich vor seinem Schreibtisch, der mit Schriften bedeckt war, zwischen welchen ein kleines Weinglas stand. Neben der Leiche kniete Fabian, die zitternden Hände gefaltet, und blickte thränenden Auges in das verzerrte Gesicht des Todten.

„Er ist wirklich todt," flüsterte Angelika, als sie ihre Nichte hereinführte. Elsbeth sank neben dem Leichnam nieder, hob dessen eisige Hände auf und ließ den Strom ihrer Thränen darauf niederfließen. —

Der Bauer, der Vormittags mit dem Proviantkorbe aus der Stadt kam, wurde beauftragt, den Arzt zu holen, der wenige Stunden später eintraf. Schon nach oberflächlicher Untersuchung des Todten gab er den Ausspruch

ab, daß Graf Brencken an Gift gestorben sei. Der Bodensatz des Weinglases, das auf dem Schreibpulte stand, bestätigte seine Diagnose. Der Rest der Flüssigkeit war sofort an dem durchdringenden Bittermandelgeruch als Blausäure zu erkennen. Die weitere Vermuthung, daß hier ein Selbstmord vorliege, erhielt Bekräftigung, als man die auf dem Schreibtische liegenden Papiere untersuchte. Der erste Bogen enthielt ein kurzes Bekenntniß, daß Graf Edgar den Entschluß gefaßt habe, sein Leben durch eigene Hand zu beendigen, und zeigte noch frische, etwas unsichere Schriftzüge.

Es wurde nun die Behörde in Rollenhagen benachrichtigt. Die darauf eintreffenden Beamten richteten an Angelika, Elsbeth und den alten Kastellan die herkömmlichen Fragen nach dem muthmaßlichen Motiv des vorliegenden Selbstmordes. Die Aeußerungen des Grafen am vorhergegangenen Tage, welche Fabian wiederholte und die auch Elsbeth nur zu gut im Gedächtnisse waren, stellten den Selbstmord außer allen Zweifel. Als Motiv wurde einfach Trübsinn angenommen, was ja eigentlich auf jeden Selbstmord paßt.

4.

Als es bekannt wurde, daß nach den Bestimmungen des Heirathskontraktes die Gräfin alleinige Erbin des Verstorbenen war, erhob sich ein wahrer Sturm in der Umgegend. Man hatte ja sofort Angelika als die Hauptursache des Trübsinns herausgewittert, der den unglücklichen Brencken in den Tod getrieben. Und jetzt sollte sie,

die allgemein gewissermaßen als seine indirekte Mörderin beschuldigt wurde, das ganze Erbe des Verstorbenen antreten? Nun wurden die spitzen Klatschzungen in Bewegung gesetzt, und wenn der Gräfin wirklich das Alles zu Theil geworden wäre, was sie nach dem Ausspruch so manchen Mundes eigentlich verdiente, sie hätte das Schaffot besteigen müssen. Allein da gesetzlich nicht der geringste Grund vorlag, der Gattin des Todten das ihr ausgesetzte Vermögen vorzuenthalten, so trat Angelika ungehindert in den Genuß des reichen Erbes.

Ihre erste That als unumschränkte Herrin über das ganze bewegliche und unbewegliche Gut der Familie Brencken, deren letzter männlicher Sproß eben Graf Edgar gewesen, war die Uebersiedelung nach dem Gute Lengefeld.

Angelika, die vielleicht fürchten mochte, daß Elsbeth durch ihre Erfahrungen auf Sartwitz die zahlreichen Gerüchte vermehren könnte, die bezüglich ihres mehr als unharmonischen Ehelebens mit dem Grafen bereits im Umlauf waren, bewog diese, bei ihr zu bleiben, „um sich gemeinschaftlich über den unersetzlichen Verlust, der sie Beide getroffen, zu trösten“ — wie sie selbst sagte. Ein weiterer Grund, um Elsbeth an sich zu fesseln, lag wohl ferner darin, gegen den Verstorbenen, der ja seine Nichte so sehr geliebt hatte, den Schein der Pietät zu bewahren.

Elsbeth aber konnte trotz der geringen Sympathien, die sie ihrer Tante entgegenbrachte, das Angebot der Gräfin nicht gut ausschlagen. Wohin hätte sie, die sonst ohne Verwandte in der Welt stand, sich auch wenden können, um Aufnahme zu finden? So nahm sie das anscheinend

so freundliche Anerbieten der Gräfin an und zog mit dieser wenige Wochen nach dem Begräbnisse ihres Onkels nach Lengefeld.

Nun geschah etwas, was der der Gräfin Brencken ohnedies nicht holden Gutsnachbarschaft gerechten Grund zur Entrüstung gab: Angelika, die auf Lengefeld und Umgebung allerdings schon bei Lebzeiten ihres allgemein hochgeachteten Gatten in sehr zweifelhaftem Rufe stand, eröffnete kaum eine Woche nach ihrer Ankunft auf Schloß Lengefeld ihre Salons und gab ein glänzendes Fest nach dem anderen, gleichsam als wolle sie ihren innerlichen Jubel über den Tod ihres Gatten und die endlich errungene Freiheit äußern.

Die sämmtlichen Gutsnachbarn, sowie die Honoratioren der nahe gelegenen Stadt sandten nach gemeinsamer Vereinbarung die Seitens der Gräfin an sie ergangenen Einladungen zurück und hielten sich von den rauschenden Vergnügungen fern, die jetzt fast tagtäglich das sonst so vornehm ruhige Lengefeld belebten. Angelika vermochte mit ihrem Reichthum genug von jener ekelhaften Gilde der Schmarotzer an sich heranzuziehen, die sich jederzeit an den Besitzenden hängen und seine Tafeln zu theilen bereit sind, sollten diese selbst aus den unredlichsten Mitteln bestritten werden.

Die Gäste auf Lengefeld bestanden fast durchwegs aus Gesindel in Frack und Seidenkleidern, aber Angelika besaß zu wenig Unterscheidungsvermögen, um zwischen wahrer Noblesse und oberflächlichem Schliff, der oft die gemeinsten Begierden, die niedrigsten Leidenschaften ver-

hüllt, einen Unterschied zu machen. Sie betrachtete diese Schaar von ruinirten Dandies, wenig skrupulösen Theatergräfinnen, Hochstaplern und zweifelhaften Cavalieren als würdige Gäste ihrer prunkenden Hofhaltung.

Unter diesen Herrschaften machte sich besonders ein Herr v. Maley bemerkbar, ein junger, hochgewachsener Mann, der zu den eifrigsten Anbetern der natürlich vielumworbenen Gräfin Angelika zählte. Von seiner Vergangenheit wußte man ebenso wenig, als von der der übrigen Gäste, die das Haus Brencken beherbergte; sie war auch nicht weniger dunkel und bedurfte wohl aus denselben Ursachen eines mühsam darüber gebreiteten Schleiers. Georg v. Maley war sozusagen der Tonangeber bei all' den Festlichkeiten auf Lengefeld. Er war es, der in das bunte Band der täglichen Vergnügungen immer neue Muster zu weben wußte.

Elsbeth's reiner Sinn war ihrem unverdorbenen Herzen eine feste Schutzmauer gegen die üblen Miasmen, die diesen bunt zusammengewürfelten Elementen entströmten, dennoch fühlte sie sich äußerst widrig berührt von all' diesem Lärm, der das trauernde Angedenken, welches sie ihrem geliebten Onkel und Wohlthäter widmete, empfindlich beleidigte. Sie wäre auch schon längst diesem Kreise, dessen ganze innere Fäulniß sie noch nicht einmal ahnte, entflohen, hätte sie nicht eine Person gefunden, deren hochachtbaren Charakter sich ihr Gemüth in halb unbewußter Sympathie zuneigte. Diese Person war ein gewisser Dombach.

Wie dieser Mann in das Haus der Gräfin Brencken

kam und wie er es über sich vermochte, darin auszuharren, hätte seiner Umgebung ein Räthsel sein müssen, wenn sich diese überhaupt solchen Reflexionen hingegeben hätte, und wenn man sich auch nur oberflächlich mit dem beschäftigt hätte, was nicht in dem Strudel der täglichen Lustbarkeiten schwamm.

Julius Dombach war bei jedem Ausflug, bei jeder Wasserparthie, bei jeder Tafel zu finden, ja er gehörte sogar seit Kurzem zu Denjenigen, die auf dem Schlosse ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Man war sein Gesicht, seine ernste Miene, die selbst im tollsten Trubel immer unbeweglich blieb, schon so gewöhnt, daß man sich kein Zusammensein ohne den „närrischen Kerl“, wie er besonders von Maley genannt wurde, denken konnte.

Obwohl Elsbeth, wie bereits gesagt, den ganzen Abgrund ihrer Umgebung nicht zu ermessen vermochte, hatte sie doch klar und deutlich erkannt, daß jener Herr Dombach aus einem ganz anderen Holze geschnitzt war, als die Uebrigen, die sich in dem gastfreien Schlosse aufhielten, sie konnte nicht begreifen, daß es ihm nicht widerstrebte, seine Zeit in solcher Gesellschaft, der die geistige und moralische Hohlheit auf der Stirne abzulesen war, zuzubringen. Freilich merkte sie deutlich, daß er das ihn umtosende Treiben mit tiefem Ekel betrachtete, aber weshalb schloß er sich dann nicht aus, warum begab er sich immer in diese rauschende Geselligkeit, in der er sich troß allen Getöses doch einsam fühlen mußte?

Jedenfalls bedeutete seine Gegenwart für sie einen gewissen Stützpunkt, den sie an seinem Wesen, seiner festen,

lauteren Anschauung fand. Auch Dombach schien dem jungen Mädchen warme Sympathie entgegen zu bringen. In den Abendgesellschaften, die direkt im Schlosse stattfanden, wußte er es immer so anzustellen, daß er mit Elsbeth an einem Seitentischchen, in einer Fensternische oder in einer Kaminecke unbemerkt plaudern konnte. In seinem geistvollen, anziehenden Gespräche fand Elsbeth die geheimen magischen Fäden, die sie unmerklich in herzlicher Freundschaft an diesen Mann knüpften. Dombach schien nicht weniger Gefallen an dem Verkehr mit Fräulein Golewsky zu finden, nur entging es dieser nicht, daß er trotz dieser Absonderung stets auch die übrige Gesellschaft betrachtete. Er konnte während des interessantesten Dialogs über diese oder jene Frage für das Treiben der Gäste ein aufmerksames Ohr, ein scharfes Auge haben. Das reizte sie bereits wiederholt, eine Frage an ihn zu stellen, welch' magnetische Kräfte es seien, die ihn immer wieder zu Jenen hinzogen, an denen sie selbst keinen Theil hatte, und dasselbe auch gern von dem Manne sehen wollte, welcher der Einzige war, dem sie hier mit jener Offenheit begegnen konnte, die ein Grundzug ihres Charakters war. Sie hatte jedoch noch nie den richtigen Muth dazu gefunden.

Eines Abends endlich, als sie wieder ihre trauliche Plauderecke am Kamin aufgesucht hatten, von wo aus Dombach wiederholt nach der Tafel hinüberschielte, die von den überaus heiteren Schloßgästen besetzt war, brach sie in ihrem Thema ab und steuerte direkt auf das lange vorgesteckte Ziel zu.

„Verzeihen Sie, Herr Dombach, wenn ich mich mit einer Frage an Sie wende, die Ihnen von mehr als einem Gesichtspunkte aus indiskret erscheinen muß. Ich kann wohl sagen, daß ich in Ihnen mit Vergnügen etwas mit meinen Anschauungen Verwandtes gefunden habe. Um so befremdender berührt es mich daher, daß wir gerade in einem Punkte nicht einerlei Meinung sind. Für mich hat die ganze Gesellschaft, mit der sich meine Tante zu umgeben liebt, etwas Abstoßendes. Vergeben Sie mir dieses vielleicht etwas zu schroffe und vorlaute Urtheil; es mag ja wahr sein, was mir die Gräfin öfters vorwirft: ich habe nicht viel Sinn für Geselligkeit und bin mit den ungezwungenen Umgangsformen der feinen Welt nicht genügend vertraut — meine Anschauung ist vielleicht in dieser Hinsicht eine zu engherzige. Aber ich kann nicht anders mich geben, als es mir mein Empfinden vorschreibt; ich hege eine unüberwindliche Abneigung gegen diese Leute."

Dombach lächelte und neigte wie zustimmend das Haupt.

„Mir scheint es nun allerdings," fuhr Elsbeth fort, „als ob auch Sie ähnlich dächten, als ob auch Sie in dem Verkehr mit Jenen die furchtbare Schalheit derselben herausfühlten. Dennoch bemerke ich, daß Sie diesem Kreise nicht nur nicht ausweichen, sondern sich sogar geflissentlich hineinbegeben und in dem breiten Strome mitschwimmen."

Dombach drehte seinen Schnurrbart, warf einen scharfen Blick nach dem langen Tische, von welchem aus jedoch

kein Späherauge auf die Abseitssitzenden hinübersah, und beugte sich etwas näher zu Fräulein Golewsky hinüber, seine Stimme mehr als sonst dämpfend.

„Ihre Frage, mein Fräulein, ist durchaus nicht indiskret, sie ist vielmehr eine sehr natürliche, selbstverständliche, und ich habe sie eigentlich schon lange erwartet. Nun denn, ich könnte Ihnen vielleicht eine Antwort geben, die Ihnen etwa als ein Kompliment, eine oberflächliche Galanterie erscheinen würde, ich könnte sagen, Sie wären der Magnet, der mich in diesem Hause festhält, um dessenwillen ich meinen Widerwillen gegen die Zugabe dieser Gesellschaft besiege, und ich hätte gewiß nicht unwahr geantwortet."

Elsbeth machte eine abwehrende Bewegung, worauf er rascher, ihren Einwurf abschneidend, fortfuhr:

„Ich weiß, was Sie mir erwiedern wollen; Sie fragen, wie ich überhaupt den Weg in diesen Kreis gefunden habe, warum ich mich selbst an den Vergnügungen betheilige, denen Sie ferne bleiben: den Parthien, Ausfahrten und Spazierritten und so weiter. Hierauf muß ich Ihnen ein Gleichniß entgegensetzen. Sie wissen, die kleine emsige Biene trägt den Seim, aus dem sie den süßen, gesunden Honig bereitet, nicht blos aus den schönen, duftenden Blumen zusammen, sondern sie weiß kluger Weise auch aus anscheinend zwecklosen Pflanzen, sogar aus Giftkräutern den Stoff zu saugen, der ihrem Endzwecke dient. Es gibt eine Philosophie, die nach denselben Prinzipien vorgeht."

Elsbeth verschränkte die Arme auf der Brust, wie es

ihre Art war, wenn sie gegen etwas Stellung zu nehmen geneigt war, und sah den Sprecher einen Augenblick scharf und durchdringend an.

„Sie verdammen diese Philosophie?“ fragte er lächelnd.

„Ich vermag sie wenigstens nicht zu begreifen. Ich sehe nicht den praktischen Nutzen ein, den Sie damit erzielen können.“

„Und wenn Sie, um speziell bei dem vorliegenden Falle zu bleiben, von welchem wir ja ausgingen, wenn Sie nun sogar selbst an dem praktischen Nutzen meines philosophischen Systems theilnehmen könnten?“

„Ah,“ machte Elsbeth überrascht, „wie meinen Sie das? Lassen Sie doch hören, ich wäre wirklich begierig —“

Sein Ton klang jetzt nicht mehr halb scherzend, wie früher; er sprach leise und langsam, aber mit einem Nachdruck, der Elsbeth die ganze Bedeutung seiner Worte vor Augen führen mußte.

„Das schwarze Kleid, das Sie, Fräulein Golewsky, tragen, ist das äußere Symbol der Trauer über einen geliebten Todten —“

„Die Trauer um meinen Onkel,“ sagte Elsbeth leise und ernst.

„Das entsetzliche Ereigniß, das Ihnen den theuren Mann entriß, muß um so größere Antheilnahme erwecken, als es eines von jenen ist, die nicht selten geeignet sind, einen bösen Schatten hinter sich zu werfen. Sie haben es bisher stets vermieden, von Ihrem Onkel zu sprechen; begreiflich, denn an diesem Orte hieße es sein Andenken entweihen. Ich aber berühre diesen delikaten Punkt aus

höheren Motiven, als denen einer frivolen Neugier. Antworten Sie mir aufrichtig, mein Fräulein, erscheint Ihnen die Art, wie Ihr Oheim aus diesem Leben ging, nicht — dunkel, von einem Schatten umgeben, den Sie gerne wegscheuchen möchten?"

„Ja, es ist das traurige Moment des Selbstmordes," sagte sie zögernd nach einer Pause der Unschlüssigkeit.

„Ich kannte den Grafen v. Brencken."

„Wie?" rief sie mit freudiger Ueberraschung, „Sie waren mit meinem Onkel bekannt?"

„Ich kannte ihn sehr genau, mein Fräulein, so genau, daß mir keiner seiner Charakterzüge unbekannt ist."

„O, dann sind Sie mir doppelt werth! Nun finde ich endlich Jemand, mit dem ich mich von Zeit zu Zeit in wehmüthige und doch so schöne Erinnerungen an vergange Tage versetzen kann!"

„Es soll mich freuen, mit Ihnen noch recht oft auf die Person des Grafen Edgar zurückkommen zu können, denn dieses Thema interessirt mich weit lebhafter, als Sie glauben und ich Ihnen jetzt sagen darf. Um nun gleich dabei zu bleiben — Sie gestanden, daß Sie in dem Selbstmord einen dunklen Flecken sähen, den Sie gerne weggewischt haben möchten? Ich wiederhole Ihnen, ich kannte den Charakter des Verstorbenen sehr gut. Ich weiß, daß es sein oberstes Streben war, die Ehre seines Namens, seines Hauses rein und makellos zu erhalten. Gerade seine freiwillige Zurückgezogenheit auf Sarwitz war ein Zeugniß dafür, und nun war er es selbst, der damit, daß er Hand an sich legte, den Ehrenschild seines

Geschlechtes trüben mußte! Das ist sonderbar, räthselhaft, jedenfalls aber unendlich bedauernswerth. Nicht wahr, Fräulein Golewsky?"

Sie beugte sich vor, überrascht über den bedeutsamen Blick, mit welchem er die langsam und abgemessen gesprochenen Worte begleitete, als wolle er sie ihr besonders in's Gedächtniß einprägen. Sie ahnte, daß sich hinter seinen Worten etwas verbarg.

„Nun, mein Fräulein," fuhr Dombach nach einer Pause fort, „würden Sie es nicht als einen Triumph meines Ihnen vorderhand unbegreiflichen Systems begrüßen, wenn ich — den trüben Flecken von der Person des Todten damit auszutilgen vermöchte?"

Sie erhob sich langsam und sah von oben herab in seine Augen, die zu ihrem Gesichte emporgerichtet waren.

„Wenn Sie das im Stande wären, Herr Dombach, so würde ich Sie höher schätzen, als Jemand, der mir das Leben rettete!"

Er stand gleichfalls auf, aber mit der Schnelligkeit der Freude, und streckte ihr seine Hand entgegen, die sie warm erfaßte.

„Erinnern Sie sich an diese gütigen Worte, mein Fräulein," sagte er mit innerem Feuer, „wenn ich, wie ich zuversichtlich hoffe, in die Lage kommen sollte, diese verheißene Hochschätzung zu verdienen!"

„Gewiß!"

„Und urtheilen Sie nicht vorschnell, wenn Sie an mir wieder einmal einen scheinbaren Widerspruch entdecken sollten."

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan — vergeben Sie mir!"

Er verbeugte sich leicht und führte ihre Hand an seine Lippen. „Ich bitte Sie auch, sich mit mir zu jenem angedeuteten Ziele zu verbünden. Verlassen Sie, eingedenk desselben, nicht etwa dieses Haus, wenn binnen Kurzem Ereignisse eintreten sollten, die Ihnen einen ferneren Aufenthalt noch peinlicher machen werden, als bisher."

„Was wollen Sie damit sagen?" flüsterte sie erschreckt.

„Es sind übermorgen schon volle drei Monate seit dem Begräbniß des Grafen v. Brencken verflossen," bemerkte er mit ironischem Lächeln. „Seien Sie gewiß, die Frau Gräfin wird nach Verlauf dieser Zeit bestrebt sein, ihr Wittwenthum mit der Rolle der jungen Gattin zu vertauschen. Sie machte bereits gestern Andeutungen darüber, die keinen Zweifel mehr über das zulassen, was ich allerdings schon vor weit, weit längerer Zeit im Schoße der Zukunft sich vorbereiten sah."

„Die Gräfin denkt bereits an eine Wiederverehelichung?" preßte Elsbeth mit erstickter Stimme hervor, während das Roth einer tiefen Entrüstung ihre Wangen färbte. „Und wer ist der — Glückliche?"

„Ahnen Sie es nicht?" Er zeigte nach der Tafel. „Sehen Sie dorthin, wie ein Mann der Gesellschaft die Honneurs macht und die Dienerschaft kommandirt, als wäre er der Hausherr.

„Herr v. Maley!" kam es tonlos zwischen ihren Zähnen hervor.

Dombach nickte mit dem Kopf, zuckte die Achseln und ging langsam nach dem Tische hinüber.

Elsbeth aber fühlte sich mit einem Male von der sie umgebenden Atmosphäre so angewidert, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, noch länger in dem Speisesaal auszuhalten. Sie verließ unbemerkt das Zimmer und begab sich in den Garten hinab, an eine lauschige Stelle, die sie gewöhnlich aufsuchte, wenn sie Einsamkeit genießen wollte, und weinte ihren Schmerz, die Entrüstung über die Niedertracht, die sie in ihrer allernächsten Nähe beobachten mußte, in heißen, aber erleichternden Thränen aus.

5.

Dombach sollte Recht behalten mit seiner Prophezeiung. Kaum war das Vierteljahr nach dem Tode des Grafen Edgar v. Brencken um, als der Gesellschaft auf Lengefeld, der diese Nachricht wohl schon längst nicht mehr überraschend kam, die Verlobung der Gräfin Angelika mit Herrn Georg v. Maley angekündigt wurde, die mit nicht enden wollendem Jubel begrüßt ward; hatte man doch jetzt neuerdings Gelegenheit gefunden, die Reihe der Feste bis in's Unendliche fortzusetzen.

Der Verlobung folgte kaum eine Woche später das Hochzeitsfest. Eine Lustbarkeit jagte die andere, und Herr v. Maley, der neugebackene Ehemann und Hausherr auf Lengefeld, mußte sein ganzes Erfindungstalent und einen nicht unbedeutenden Bruchtheil des jetzt auch ihm gehörigen Reichthums aufbieten, um neue Abwechselung in die Reihe der Vergnügungen bringen zu können.

Kurz nach der Vermählung arrangirte er ein Herbstfest, das an Glanz und Ueppigkeit alles bereits Genossene

übertreffen sollte. Der prachtvolle warme Herbst sollte damit würdig beschlossen werden. Eine nahegelegene Waldhöhe war als Schauplatz dazu auserſehen.

Schon am Nachmittage widerhallte das herbstlich gefärbte Laubdach von dem Lärm der Gäste von Schloß Lengefeld.

Die allgemeine Fröhlichkeit sollte jedoch in sehr empfindlicher Weise gestört werden. Am Abend, als die zahlreiche Dienerschaft kaum die farbigen Lämpchen und Papierlaternen angezündet hatten, die, in weitem Umkreis an den Baumstämmen angebracht, den Schauplatz beleuchten sollten, brach plötzlich ein wolkenbruchartiges Unwetter los, wie es in solcher Jahreszeit zu den größten Seltenheiten gehört. Niemand war auf eine solche Störung vorbereitet, und so fehlte es allenthalben an Schutzmitteln gegen den furchtbaren Regen. Im Nu waren alle Lichter verlöscht, man verließ den Ort wie ein vom Feinde überrumpeltes Heer und trat in höchster Eile und buntester Unordnung den Nachhauseweg an, der eigentlich mehr das Bild eines Wettlaufes darbot, denn Jeder war bestrebt, möglichst rasch unter Dach und Fach zu kommen.

Als man sich wieder im großen Speisesaal versammelt hatte, wo schnell aufgetragener Punsch und Grog die durchnäßte Gesellschaft erquickte, griff allmählig wieder eine gehobenere Stimmung Platz, und bald war man geneigt, die unangenehme Unterbrechung des Waldfestes für eine belustigende Programmnummer zu halten.

Angelika jedoch, die in ihrem Sommerkleide besonders stark unter dem Regengusse gelitten, fühlte sich inmitten

der lärmenden Gesellschaft zum ersten Male unbehaglich. Trotz der im Saale herrschenden Hitze schüttelte sie ein über das andere Mal ein Frostschauer. Sie erhob sich soeben, um am Arm ihres Gatten zu einer lustigen Quadrille anzutreten, als sie ein plötzlicher Schwindel ergriff, das ganze Zimmer schien mit ihr zu wirbeln, die Lichter verdunkelten sich und flossen ineinander — mit einem leisen Schrei stürzte sie ohnmächtig auf den Teppich nieder.

Dieser Vorfall wirkte auf das allgemeine Vergnügen weit abkühlender, als vorhin das Gewitter. Man eilte von allen Seiten erschreckt hinzu und wußte sich in der ersten Verwirrung kaum zu fassen. Dombach, der wie gewöhnlich als passiver Theilnehmer anwesend war, sprang herzu und hob Frau v. Maley vom Boden auf. Ihr Gatte war so bestürzt, daß er das Ereigniß gar nicht zu begreifen schien. Halb trunken vom reichlich genossenen Wein, taumelte er auf einen Stuhl und sah mit den verglasten Augen eines Wahnsinnigen auf die erregte Scene.

Jetzt entpuppte sich Dombach als ein sehr brauchbarer Helfer, er ordnete Alles an, was in diesem Falle als das Geeignetste erschien. Als eine Stunde später der rasch herbeigeholte Arzt erschien, lag Angelika bereits im Bette.

Der Mann der Wissenschaft schüttelte nach der Untersuchung bedenklich das Haupt und machte eine sehr ernste Miene.

„Hier dürfen wir uns auf ein tüchtiges Nervenfieber

gefaßt machen," sagte er zu Maley, der an seinen Lippen hing.

„Wie?" rief Maley erschreckt, „glauben Sie, Herr Doktor, daß Lebensgefahr vorhanden ist?"

„Ganz bestimmt, wir müssen uns auf das Aeußerste gefaßt machen. Indessen soll Alles geschehen, was in unseren Kräften steht. Ich möchte Ihnen rathen, noch zwei Aerzte beizuziehen, denn dieser Fall ist ein außerordentlich schwerer und erheischt die allersubtilste Behandlung."

Der Arzt, der vorläufig nur die ersten niederschlagenden Mittel verordnet hatte, war kaum gegangen, als sich die Krankheit Angelika's in den wildesten Fieberphantasien zu äußern begann. Maley, den diese Katastrophe vollständig ernüchtert hatte, entfernte alle Damen, die sich in das Krankenzimmer gedrängt und sich mehr oder weniger aufrichtig zur Pflege angeboten hatten, und wachte den Rest der Nacht bei der Patientin.

Am nächsten Morgen trafen die drei Aerzte ein, schüttelten die Köpfe und geboten als erstes Erforderniß die strengste Ruhe und sorgfältige Pflege. Maley erbot sich mit ängstlicher Hast, allein die Krankenwache übernehmen zu wollen und wies jede Unterstützung eifersüchtig zurück. Selbst Elsbeth, die dem Drange ihres Herzens folgend, sich sofort bereit erklärte, das Amt der Wärterin zu versehen, wurde von ihm zurückgewiesen.

Dem Festtrubel auf dem Schlosse war damit natürlich ein Damm entgegengesetzt. Die Gäste schieden Einer nach dem Anderen von dem Gute, mit den besten

Wünschen für die baldige Genesung der Hausfrau. Am Nachmittag herrschte bereits in allen Räumen die tiefste Ruhe.

Als auch Dombach das Schloß verließ, verabschiedete er sich besonders herzlich von Elsbeth.

„Ich werde stets in der Nähe sein," sagte er schließlich, „und mich täglich nach dem Befinden Ihrer Frau Tante erkundigen."

„Ihr philosophisches System hat nun wohl eine sehr unerwartete und unliebsame Störung erfahren?" meinte sie lächelnd.

„Unerwartet wohl. Ich hoffe, daß ich indeß dennoch Gelegenheit finden werde, mein Ziel zu erreichen."

Dombach sprach nun wirklich jeden Morgen vor, wie er versprochen hatte. Da der Hausherr nicht aus dem Krankenzimmer kam, mußte Elsbeth den Besuch, der anscheinend aus Höflichkeit gemacht wurde, empfangen. Die Beziehungen der Beiden gestalteten sich durch diese täglichen Zusammenkünfte immer herzlicher, noch war zwar kein Wort gefallen, das für die Zukunft von Bedeutung gewesen wäre, doch wußte Jedes, daß sie sich von Tag zu Tag mehr miteinander verbunden fühlten.

„Gestehen Sie nicht auch," meinte Elsbeth eines Tages, „daß wir uns Beide in Herrn v. Maley einigermaßen getäuscht haben?"

„Wieso?"

„Ich hätte ihm eine so aufopfernde Gattenliebe nicht zugetraut. Sehen Sie doch, mit welcher Hingebung er sich seiner kranken Frau widmet. Niemand darf sich sonst der Patientin nahen."

„Und gerade dieser Umstand," bemerkte Dombach lächelnd, „bestätigt meinen Verdacht gegen ihn. Die Zeit, wo ich mich Ihnen offenbaren darf, ist noch nicht gekommen, aber die eine Versicherung kann ich Ihnen heute schon geben: ich bin meinem Ziel um ein Bedeutendes näher gerückt. Vielleicht bringen schon die nächsten Tage eine Entscheidung. Beobachten Sie einstweilen — und bleiben Sie stumm!" —

Der Kunst der Aerzte schien es endlich zu gelingen, den Tod von dem Krankenlager Angelika's zu verscheuchen. Die Behandlung war aber auch die allersorgfältigste. Jeden Morgen trat das Konsilium in dem Zimmer der Patientin zusammen und ordnete die nöthigen Mittel an. Die Opferwilligkeit Maley's erregte allgemeine Bewunderung. Die fortgesetzten Nachtwachen hatten ihn so angegriffen, daß er selbst dringend der Pflege zu bedürfen schien.

Dombach trat eines Morgens in das Zimmer ein, das die drei Aerzte zu ihren Berathungen benützten. Er erkundigte sich sehr lebhaft nach dem Zustand der Kranken.

„Wir sind überzeugt, daß keine Gefahr für das Leben der Frau v. Maley mehr vorhanden ist," meinte der Hausarzt, „leider aber scheint die Patientin von einem Gemüthsleiden befallen zu sein, das wir nicht zu heben vermögen und das die Genesung sehr erschweren muß."

„Ah, ein Gemüthsleiden, sagen Sie?" bemerkte Dombach sehr interessirt. „Woher mag ein solches rühren?"

Man zuckte die Achseln.

„Dieser Umstand interessirt mich mehr, als Sie

glauben," begann Dombach nach einer Pause des Nachdenkens wieder. „Vielleicht wäre ich im Stande, dem Gemüthsleiden Frau v. Maley's genauer nachzuforschen."

„Wie das?" riefen alle Drei auf's Höchste erstaunt. „Sind Sie Mediciner oder Psychologe?"

„Vielleicht beides ein wenig," erwiederte Dombach lächelnd. „Nicht wahr, die Patientin leidet an heftigen Anfällen von Delirium?"

„Allerdings, und dieselben sind zweifellos auf ein psychologisches Leiden zurückzuführen, das sich aus der physischen Krankheit entfaltete."

„Sehr gut. Nun möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Herr v. Maley muß sich ja durch das fortgesetzte Wachen bei seiner Frau aufreiben. Können Sie ihn nicht bewegen, sich Ruhe zu gönnen und sein Wärteramt jemand Anderem, zum Beispiel Fräulein Golewsky, seiner Nichte, zu überlassen?"

„Es wäre freilich für seine eigene Gesundheit dringend nöthig. Aber Herr v. Maley will das Krankenlager nicht verlassen, ehe nicht wenigstens die Delirien einigermaßen nachgelassen haben."

„Nun, so erklären Sie ihm, daß dies bereits geschehe, sagen Sie, daß nichts mehr zu befürchten stände und setzen Sie ihm mit einer ihm selbst angedrohten Krankheit so tüchtig zu, bis er nachgeben muß!"

„Ja, recht gut, aber wie können wir —? Ueberhaupt, welches Interesse nehmen Sie, mein Herr —?"

Dombach stand auf und griff in seine Brusttasche, aus der er ein Papier hervorzog. Dann näherte er sich den

Doktoren, zog sie, nachdem er einen Blick in's Vorzimmer geworfen, in eine Fensternische und flüsterte sehr angelegentlich mit ihnen.

Die Gesichter der Drei zeigten das höchste Erstaunen.

— — — — — — — — — — — —

Noch am selben Tage gab das ärztliche Konsilium Herrn v. Maley gegenüber das Gutachten ab, daß sich seine Frau auf dem Wege raschester Besserung befinde. Doch um so besorgter äußerten sich die Herren Doktoren über ihn selbst. Sein geschwächter Zustand bedinge sofortige Ruhe, seine Anstrengungen müßten den unausbleiblichen Ruin nach sich ziehen, wenn er sie noch länger fortsetzen wolle.

Maley ließ sich endlich bewegen und suchte sein Zimmer auf, nachdem er sich überzeugt, daß Angelika thatsächlich in ruhigem Schlummer zu liegen schien. Während er den lang entbehrten regelmäßigen Schlaf nachholte, übernahm es Elsbeth, am Bette ihrer Tante zu wachen.

Den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hindurch lag Angelika in ihrem gewöhnlichen bleiernen Fieberschlaf. Elsbeth reichte ihr mit peinlichster Regelmäßigkeit die kühlenden Kompressen und flößte ihr die vorgeschriebenen Medikamente ein. Die Zwischenpausen zwischen diesen Verrichtungen füllte sie durch Lektüre und ein träumerisches Nachdenken aus. In letzterem erschien ihr stets ein Bild vor dem geistigen Auge, das sie nicht wegscheuchen konnte. Es war ein ernstes, mildes Antlitz, in dem sich die Züge ihres verstorbenen Vaters, des Onkels Brencken und — Julius Dombach's verschmolzen.

Mit diesem Traumbilde schlummerte sie gegen Morgen in ihrem breiten Armstuhle ein.

Sie mochte so etwa zwei Stunden gesessen haben, als sie von einer grellen Stimme aufgeschreckt wurde.

„Georg! Georg!"

Sie fuhr empor. Angelika saß aufgerichtet in ihrem Bette und starrte mit gläsernen Augen in das Zimmer, in welches das erste Sonnenlicht durch einen Spalt der zugezogenen Fenstergardinen einen Strahl warf. Elsbeth sprang auf und wollte die Kranke beruhigen, aber diese wehrte die weiche, besänftigende Hand ab und stöhnte, als ob sie gedrosselt würde.

„Ruhig, ruhig," murmelte sie mit zitternder Stimme, „es hilft ja nichts — nein, nein, wir haben es beschlossen! . . . Georg, stoß ihm das Messer in's Herz! Feigling, erbärmlicher, Du zitterst? — Jetzt ist's zu spät — zu spät — hörst Du — es muß geschehen, es muß —"

Elsbeth wich entsetzt zurück vor dem schrecklichen Ausdruck, der sich auf dem Gesichte der Irreredenden ausprägte. Angelika krampfte die Hände zusammen, raufte ihr Haar und murmelte, wie von einer inneren Angst gequält, vor sich hin. Nur hie und da waren artikulirte Worte vernehmlich.

„Trink — trink — Du mußt trinken —! — Du begreifst, daß Du nun nicht mehr leben darfst —! Mach' schnell! — Rasch, Georg, gib das Glas! — Ah — er trinkt — so, das wird Dir gut thun — hahahaha —!"

Sie stieß ein wahnsinniges Gelächter aus, das allmählig in ein angstvolles Schreien überging.

Elsbeth war entsetzt zurückgewichen; das gellende Lachen der Fieberkranken erfaßte sie so erschütternd, daß sie, ihrer Sinne kaum mehr mächtig, laut aufschrie und der Thüre zutaumelte. Wie durch einen Nebelschleier sah sie noch, daß diese jetzt rasch geöffnet wurde und eine hohe, imponirende Männergestalt eintrat, der sie halb ohnmächtig entgegenstürzte.

„Julius!" rief sie und sank in seine Arme, die sie fest umschlangen und an seine Brust zogen.

Die Kranke wurde durch diesen Zwischenfall noch mehr erregt, sie erhob sich vollends von ihrem Lager. Als ob sie mit einem Unsichtbaren kämpfe, rang und warf sie die Hände, dabei fortwährend Rufe ausstoßend, die von Mord, Bezwingen und Feigheit faselten. Endlich brach sie erschöpft am Bettpfosten zusammen.

Dombach klingelte den Kammerzofen, dann führte er Elsbeth, die sich allmählig wieder erholte, in's Nebenzimmer. —

Eine Viertelstunde später stand Dombach mit einem Gerichtsbeamten und einigen bewaffneten Polizisten im Schlafgemache des Herrn v. Maley und rüttelte den in tiefem Schlaf Befangenen auf. Maley fuhr empor und starrte entsetzt und todesblaß auf die Eindringlinge.

„Was wollen Sie von mir?" stammelte er mühsam.

„Wir kommen, Sie im Namen des Gesetzes zu verhaften, indem Sie durch mehrfache Indizien des Mordes an Graf Edgar v. Brencken verdächtig erscheinen."

Maley zuckte zusammen, vermochte aber nichts vorzubringen, um die furchtbare Anklage zurückzuweisen. Widerstandlos ließ er sich abführen.

In dem sofort angestellten Verhör machte er einen kläglichen Versuch, zu leugnen, als jedoch Dombach — in Wirklichkeit Staatsanwalt Hübner aus der Residenz — die Kriegslist gebrauchte, ihm zu sagen, Angelika habe ihm in der verflossenen Nacht bereits Alles gestanden, legte auch er ein unumwundenes Bekenntniß ab, welches wahrhaft unerhörte Details über das Ableben des Grafen Edgar v. Brencken an's Licht beförderte.

Uebrigens war Maley nur der intellektuelle Urheber und Theilnehmer an dem scheußlichen Verbrechen gewesen; Angelika, dieses entmenschte Weib, war es, die den eigentlichen Todesstreich geführt hatte.

Am selben Morgen, als Brencken die Absicht geäußert, einen Notar rufen lassen zu wollen, hatte sie, in der gerechtfertigten Annahme, daß der Graf zu Gunsten seiner Nichte testiren werde, mit Georg v. Maley, der, wie schon oft vorher, über die Gartenmauer geklettert und zu einem geheimen Stelldichein gekommen war, den Vorsatz gefaßt, das Vorhaben ihres Gatten zu hintertreiben, wobei es ihr trefflich zu statten kam, daß man die Worte, die Brencken in einem Anfall von Melancholie über Selbstmord äußerte, als Vorboten des Trübsinns auslegen mußte, dem er schließlich zum Opfer gefallen sein sollte.

Noch in derselben Nacht drang Angelika mit Maley durch den Korridor in das Schlafzimmer ihres Gatten ein. Sie überfielen den wehrlosen Greis im Schlafe und machten ihm, während sie ihn festhielten, eine Eröffnung, wie sie entmenschter kaum mehr gedacht werden kann. Sie verkündigten ihm sein unwiderrufliches Todesurtheil und

stellten ihm nur anheim, ob er sich rasch tödten oder sich förmlich zu Tode martern lassen wolle.

Man kann sich denken, wie den Unglücklichen diese Mittheilungen berührten. Die Bestien, die ihn festhielten und knebelten, drangen auf sofortige Entscheidung. Sie ließen ihm die Wahl der Todesart, wenn er augenblicklich niederschreiben wolle, daß sein Sterben ein freiwilliges sei. Im Fall der Weigerung stellten ihm die Scheusale ihre Absicht vor, ihn in grausamster Weise zu Tode zu peinigen. *)

Daß es seinen Henkern schon die Klugheit gebieten mußte, ihn nach einem solchen Ueberfalle keine Stunde mehr am Leben zu lassen, sah Graf Edgar sofort ein. Von Todesangst durchschauert, betäubt von den Drohungen der Beiden, schrieb er mechanisch das nieder, was ihm Angelika diktirte. Nachdem dies geschehen, lockerte Maley den Knebel und goß ihm den Inhalt des Weinglases mit der Lösung von Blausäure durch die Zähne hindurch.

„Sie sehen," schloß der jetzige Regierungsrath Hübner, der mir diese ganze Affaire aus seinem Leben zum Besten gab, als wir vor mehreren Jahren in Berlin beim Weine saßen, „Sie sehen, daß es nichts Dämonischeres gibt, als das Frauenherz, wenn es einmal Empfindung, Treue,

*) Tatsache. Die betreffenden Akten, welche jenen seiner Zeit großes Aufsehen erregenden Prozeß behandeln, bestätigen dies ausdrücklich.

Zaghaftigkeit und Sanftmuth ausgetilgt hat, um eines jener schauderhaften Verbrechen zu verüben, die unser Gesetz mit dem Tode bestraft. Keine Phantasie wäre wohl erfindungsreich genug, solche Scheußlichkeiten zu erfinden, wie sie sich nicht selten im realen Leben ereignen. Allerdings gehört der Fall, den ich Ihnen eben geschildert, zu den Ausnahmen, aber wenn einmal die vereinzelten Gerichtsfälle gesammelt würden, in welchen derartige dämonische Charaktere ihre entsetzensvolle Rolle spielen, so dürfte wohl die Geschichte, die ich Ihnen eben erzählt habe, nicht den letzten Platz einnehmen. Aus einem solchen Buche aber ließe sich ein Facit der Moral ziehen, das die Physiologie jener Verbrechen in greller Weise beleuchten würde und dessen sorgfältiges Studium, das gewiß sehr viel des Interessanten bietet, ich jedem Juristen empfehlen möchte."

„Sie haben mir da also eine wirkliche, beglaubigte Thatsache mitgetheilt, Herr Rath?" fragte ich.

„Seien Sie versichert, solche Historien werden nicht erfunden. Was ich Ihnen erzählte und gerne zur Benützung überlasse, ist ein thatsächliches Ereigniß. Allerdings habe ich die Namen der Betheiligten durch falsche ersetzt, aus Rücksicht für das altgräfliche Geschlecht, dem Graf Edgar angehörte und von welchem noch eine Seitenlinie in Norddeutschland lebt."

„Wenn also dieser sensationelle Kriminalfall sich wirklich sozusagen unter Ihren Augen abspielte, so können Sie mir wohl auch über den Ausgang desselben berichten. Was geschah mit den Hauptbetheiligten? Fand jener

Herr v. Maley und seine Gattin Angelika die gebührende Strafe?"

„Angelika genas nach einigen Wochen vollständig und konnte, da bereits ihr Mann ein detaillirtes Geständniß abgelegt, nicht umhin, die Angaben des Ersteren zu bestätigen. — Am 3. Mai 1865 starb Angelika und ihr schurkischer Gemahl unter der Hand des Henkers. Wollen Sie aber Elsbeth Golewsky persönlich kennen lernen, so lade ich Sie ein, mein Abendessen mit mir zu theilen. Meine Frau wird sich freuen, Sie an unserem Tische zu begrüßen."

Ein Wunder ihres Geschlechts.

Aus dem Leben einer außerordentlichen Frau.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Zu Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts lebte in Göttingen ein Mann, der sich des Rufes einer ebenso tiefen, wie umfassenden Gelehrsamkeit erfreute.

August Ludwig v. Schlözer — so hieß derselbe — entstammte einer Predigerfamilie und war am 5. Juli 1735 geboren. Nach dem Zeugnisse seiner Lehrer war er bereits als sechzehnjähriger Jüngling in der lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen, syrischen und französischen Sprache wohlbewandert. Seine glänzende, gemeinnützige Thätigkeit jedoch begann mit seiner Anstellung als ordentlicher Professor der Politik an der Göttinger Universität im Jahre 1769. Auf seinen Reisen nach Schweden und Rußland hatte er sich eine gründliche Kenntniß der nordischen Sprachen und Dialekte angeeignet, was ihn in den Stand setzte, die alte nordische und besonders die ältere russische Geschichte zum ersten Male kritisch zu beleuchten. Auch die Weltgeschichte, wie die gesammte Staatswissenschaft verdankt dem seltenen

Manne neues Licht und neues Leben, während Schlözer zugleich als „der zweite Vater der Statistik" gefeiert wurde, welche moderne Wissenschaft durch Achenwall in Göttingen zuerst begründet worden war. Bei alledem sind diese Verdienste nicht entfernt mit dem Einflusse zu vergleichen, den Schlözer als politischer Schriftsteller zu seiner Zeit erhielt, ein Einfluß, der bis dahin in Deutschland geradezu unerhört war, ebenso unerhört wie die Kraft, die Neuheit und der Freimuth seiner Urtheile und Ansichten, und man kann daher mit vollem Rechte Schlözer den Vater der modernen Publizistik nennen, wie er zu seiner Zeit ihr führendes Haupt war. Und während, wie aktenmäßig feststeht, die Behörden damals ihr unbequeme „Zeitungsschreiber" einfach durchprügeln ließen, sah Kaiser Joseph stets mit Ungeduld dem Erscheinen eines jeden neuen Heftes der von Schlözer begründeten und verfaßten „Staatsanzeigen" entgegen, und von Maria Theresia wird erzählt, daß sie einen Beschluß ihres geheimen Rathes einst abgelehnt habe mit den Worten: „Was würde Schlözer dazu sagen!" —

Wenn Schlözer nach alledem sehr stolz war und seiner Würde nie etwas vergab, so hatte er alles Recht dazu. Er war unter seinen berühmten Zeitgenossen wiederholt ausgezeichnet worden. Ihn schmückte die philosophische und juristische Doktorwürde, die Ehrentitel eines Hofrathes und geheimen Justizrathes, etliche gelehrte Gesellschaften hatten ihn zum Mitglied aufgenommen, und von Kaiser Alexander war er sogar in den russischen Erbadel erhoben worden.

Weniger Ursache dagegen hatte Schlözer, der sich aus eigener Kraft durch den Verlag seiner Werke in sehr behagliche Vermögensumstände versetzt sah, auf seine häuslichen Verhältnisse stolz zu sein, in denen sich vielmehr die wenigst glänzende Seite seines Charakters offenbarte. Es ist das alte Kapitel großer Schwächen großer Männer!

Mit dreiunddreißig Jahren hatte er sich mit Karoline Friederike, der sechzehnjährigen Tochter seines verstorbenen Freundes und Lehrers, des berühmten Gynäkologen Röderer, verheirathet, einer durch ihren gebildeten Geschmack und ihre seltene Kunstfertigkeit im Zeichnen und Sticken ausgezeichneten Frau, die ihn mit acht Kindern, darunter drei Töchter, beschenkte. Seine Ehe aber war keine der beneidenswerthen, und zwar durch seine Schuld. Denn derselbe Mann, der in allen öffentlichen Verhältnissen sein ganzes Leben hindurch ritterlich gegen jede Willkür ankämpfte, herrschte im häuslichen Kreise nichtsdestoweniger mit launischer Willkür, so daß an ein freundliches oder gar inniges Verhältniß zwischen Vater und Kindern nicht zu denken war.

Von ernstem Wesen und finsterer Miene und selbst in seiner froheſten Laune noch unbehaglich und drückend, war er oft hart und bissig gegen seine Kinder. Seine übertriebenen Begriffe von väterlicher Gewalt wurden nur durch die unmäßigen Ansprüche übertroffen, die er an seine Kinder stellte, indem er dieselben nur nach sich selbst zu messen und zu beurtheilen pflegte.

Und von diesem Maßstab, den er anlegte, gibt seine Lebensweise schon einen ungefähren Begriff. Er arbeitete

von früh neun Uhr bis halb Eins, und weiter von zwei Uhr bis halb neun Uhr Abends, endlich wiederum von zehn Uhr bis tief in die Nacht hinein, während die Zwischenpausen — die einzige Zeit, wo er die lange Pfeife ausgehen ließ — mit Mahlzeiten ausgefüllt waren. Oft verließ er Wochen und Monate lang sein Haus nur, um seinen Nachbar Beckmann zu besuchen, der sich nicht genug über die felsenfeste Gesundheit des „Arbeitsthieres" wundern konnte.

Dazu kam, daß er, obgleich von Natur gemüthvoll, dennoch ganz im Geiste der damals herrschenden französischen Modephilosophie, jede Aeußerung des Gefühlslebens sorgfältig zu ersticken suchte, um nicht in den Verdacht der Schwäche zu gerathen, und so verfiel er leicht nach Art heftiger Menschen in das entgegengesetzte Extrem.

In dieser Sphäre nun, die kurz zu charakterisiren geboten war, wuchs eine seiner Töchter auf, die schon ihres unerhörten Bildungsganges wegen zu den auffallendsten Erscheinungen ihrer Zeit gehörte, in der That ein Wunder ihres Geschlechts war, und deshalb Beachtung verdient, als ein beispielloses „pädagogisches Kunststück" aber ein ganz besonderes Interesse herausfordert, weil sich aus dem wunderbaren Kinde eine außerordentliche Frau entwickelte, welche das gesammte gebildete Europa mit Recht als eine der Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts betrachtete.

Dorothea wurde als das älteste von Schlözer's Kindern am 10. August des Jahres 1770 geboren, und schon von frühester Jugend an von ihrem Vater dazu bestimmt, eine gelehrte Bildung zu erhalten. Der eigentliche Be-

weggrund zu diesem Entschlusse war im Grunde nur eine Grille des Vaters, der ein pädagogisches Probestück liefern wollte, um den bekannten Pädagogen Basedow durch die That zu widerlegen. Basedow hatte nämlich Geschichte und Mathematik, ein ernstliches Sprachstudium und das Lesen der Klassiker aus seinem Lehrplane verbannt; seinen Zöglingen sollten vielmehr nur sogenannte Realkenntnisse, die freilich auf eine seichte Vielwisserei hinausliefen, auf spielende Weise beigebracht werden. Und diese tändelnde Erziehungsmethode reizte den ernsten und gründlichen Schlözer zu so heftigem Widerstande, daß er beschloß, mit seiner erstgeborenen Tochter die gerade entgegengesetzte Erziehungsmethode einzuschlagen.

Es kam seinem sonderlichen Plan zu Gute, daß Dorothea schon in zartestem Alter seltene Anlagen verrieth und ungewöhnliche Fähigkeiten zeigte. Der Unterricht begann, als sie zwei Jahre acht Monate alt war, mit Stricken und — Plattdeutsch sprechen, welches letztere der Vater als Hilfsmittel zur demnächstigen Erlernung verwandter Sprachen für unentbehrlich hielt. Ein Jahr später folgten französische Sprechübungen. Mit vier Jahren und zwei Monaten begann das Kind Deutsch zu lesen, und zwar nach einer von dem Vater eigens dazu verfaßten Fibel: „Dortchen's Reise von Göttingen nach Franken." Der grammatikalische Unterricht in der französischen Sprache begann erst mit ihrem neunten Jahre, um welche Zeit Dorothea auch das Englische zu lernen anfing, worin sie es infolge häufigen Verkehrs mit Engländerinnen zu hoher Vollkommenheit brachte. Unterricht im Italienischen er-

hielt sie zuerst in ihrem elften Jahre, allein nur drei Monate lang. Dann aber begleitete sie ihren Vater auf einer Reise, welche dieser im Jahre 1781 nach Italien unternahm. Einem sechsmonatlichen Aufenthalte daselbst verdankte sie eine solche Fertigkeit in dieser Sprache, daß sie dieselbe wie ihre Muttersprache beherrschte. In ihrem sechzehnten Jahre lernte sie Schwedisch und Holländisch nur mit Hilfe einer Sprachlehre und eines Wörterbuches. In ihrem neunten Jahre aber hatte sie bereits mit dem Lateinischen begonnen und bis zu ihrem sechzehnten Jahre, wo sie mit dem Hebräischen, Griechischen und Spanischen begann, fast sämmtliche historischen Schriftsteller gelesen, von Dichterwerken dagegen so gut wie nichts.

Wie empfindlich mußte Dorothea unter der Trockenheit des Sprachstudiums leiden! Jede Sprache mußte von ihr in einer im Voraus bestimmten Frist vollständig erlernt sein, während sie doch von der schönen Literatur derselben fern gehalten wurde, weil der Vater, dessen eisernes Machtgebot die Stelle freiwilliger Neigung vertrat, das Lesen der Dichter für leere Zeitverderbniß hielt.

Auf Kosten des Jugendglückes seiner Tochter erlangte Schlözer indessen, was er sich vorgesetzt hatte. Durch außerordentliche Anlagen unterstützt, konnte Dorothea in ihrem siebenzehnten Jahre sich in zehn Sprachen geläufig ausdrücken und sich mit gelehrten Männern über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten — das Hauptziel des väterlichen Strebens.

Auf ähnliche Weise, wie die Erlernung der Sprachen,

wurde auch das Studium der verschiedenen Wissenschaften betrieben, besonders der Geschichte und Mathematik. Und auch hierin mußte die Tochter den Launen des Vaters unbedingt gehorchen, und wehe ihr, wenn sie in den fast täglich wiederholten Prüfungen schlecht bestand, eine Jahreszahl ihrem Gedächtniß entschlüpft war! — Zugleich mußten sämmtliche historischen Vorlesungen des Vaters von ihr gehört werden. Der mathematische Unterricht war einem Collegen Schlözer's, dem auch seines schlagfertigen Witzes wegen berühmten Göttinger Professor Kästner, übertragen worden, der Dorothea seit ihrem siebenten Lebensjahre wiederholt in ihren Fortschritten prüfte. „Unerwartet wird es sein," sagt er in einer seiner Schriften, „daß ich ein Kind von sieben Jahren kenne, dessen Hand noch zu schwach ist, den Zirkel zu führen, dessen Verstand aber gelernt hat, von den Lehrsätzen und Beweisen der beiden ersten Bücher Euklid's Rechenschaft zu geben."

In der Mineralogie unterrichtete sie der Hofrath Gmelin. Da aber Schlözer stets gründlich vorging, mußte seine Tochter, um sich auch praktische Kenntnisse sowohl in der Mineralogie als in der Bergwerkskunde zu verschaffen, den Harz besuchen, mußte als sechzehnjähriges Mädchen in Mannskleidern und in Gesellschaft der Männer „von der Feder und vom Leder" die Gruben befahren, alle Werke und Anlagen besuchen, soviel als irgend thunlich selbst Hand anlegen, Risse entwerfen und Rechnungen und sonstige Aufgaben lösen. So hielt sie sich während des Sommers 1786 im Harze auf, beim Generalsuperin-

tendenten Dahme zu Klausthal, und der beabsichtigte Zweck ward vollkommen erreicht.

Nur schwer war der Vater davon abzubringen, das junge Mädchen einen vollständigen medicinischen Kursus durchmachen zu lassen, hatte sie doch bereits einzelne in dies Fach schlagende Wissenschaften, wie Botanik, Naturgeschichte, Chemie, und selbst Anatomie förmlich studiren müssen, und nebenher wunderbarer Weise noch so viel Muße gefunden, sich im Zeichnen, in der Musik und im Tanzen auszubilden.

Der höchste Triumph seiner Erziehungsmethode stand dem Vater jedoch noch bevor.

Eine zufällige Aeußerung des Hofraths Michaelis, des derzeitigen Dekans der philosophischen Fakultät, gegen Fräulein Schlözer, „sie werde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die erste Studentenmatrikel oder gar ein Magisterdiplom erhalten," machte Schlözer zweifelhaft, ob diese Aeußerung ernstlich gemeint sei, und er schrieb deshalb an Michaelis am 28. Juli 1787, „daß, falls es mit dem Magisterdiplome für seine Tochter ernstlich gemeint gewesen, er den Wunsch hege, daß sie nicht etwa nur Ehren halber ein solches erhalte, sondern zugleich entweder von der gesammten Fakultät, oder doch zum Mindesten von einigen Abgeordneten derselben förmlich und regelmäßig geprüft, dagegen von dem öffentlichen Auftreten bei der Jubiläumsfeier selbst dispensirt werde."

Als Antwort darauf beschloß die philosophische Fakultät, daß Fräulein Schlözer zwar des öffentlichen Auftretens überhoben, dagegen aber auf die gewöhnliche Weise

geprüft werden solle, und nachdem Schlözer's gelehrte Tochter auf Michaelis' Aufforderung ihren Lebenslauf eingereicht hatte, ward der 25. August zu ihrer feierlichen Prüfung festgesetzt.

So lange die „Georgia Augusta", die Göttinger Universität, blühte, hatte es sich nie ereignet, daß ein junges Mädchen eine akademische Würde zu erringen trachtete, und die Fakultät hatte auch erst ihre Bedenken fallen lassen, nachdem die Erlaubniß des Königs eingeholt worden war.

Die Prüfung fand im Hause des Hofraths Michaelis statt und zwar in Gegenwart der übrigen Mitglieder der philosophischen Fakultät, der Professoren Kästner, Heyne, Gatterer, Meister, Feder und Kulenkamp. Sie dauerte von 5 bis 7½ Uhr Abends. Michaelis, Kästner und Meister waren die Examinatoren. An Stelle der üblichen Dissertation war Dorothea's Schrift über russische Münzkunde ausgelegt. Auf einem Nebentischchen aber in einer Nische stand ein Teller mit Backwerk, Limonade und Mandelmilch, und der Studiosus Hermann Robbe aus Lübeck hatte den Auftrag erhalten, der Jungfer in den Pausen eine Erfrischung anzubieten.

Professor Michaelis begann mit der Prüfung. Er ließ das Mädchen die Ode des Horaz über die Schlacht bei Aktium übersetzen und erklären, und fragte unter Anderem nach der Wahrscheinlichkeit des Spiegels auf dem Leuchtthurm zu Alexandrien in Egypten, worin die Muselmanen die christlichen Schiffe zu Konstantinopel gesehen haben wollten, worauf die Doktorandin auf die Unter-

suchung des moslemitischen Fürsten und Schriftstellers Ismael Abulfeda verwies, der überzeugend nachgewiesen habe, weshalb die Muselmanen sich getäuscht haben müßten.

Sodann befragte Kästner sie sehr scharf über Probleme der Algebra, Geometrie, Dioptrik, Perspektive, Mineralogie und Bergwerkskunde, und zuletzt trat Professor Meister auf und examinirte sie über Baukunst, insbesondere über römische Gebäude zur Zeit des Tiberius, und legte ihr auch noch mathematische Aufgaben vor, die sie gleichfalls zu allgemeiner Zufriedenheit löste.

Inzwischen aber hatte Studiosus Rodde seines kulinarischen Amtes gewaltet, und es geht die Sage, daß er der siebenzehnjährigen Dorothea gar zu tief in die schönen Augen geschaut hätte, während die gestrengen Herren Examinatoren sich zur Beschlußfassung in's Nebenzimmer zurückgezogen hatten.

Nach kurzer Berathung wurde ihr feierlichst eröffnet, daß sie das Prädikat „vorzüglich bestanden" erhalten habe, und daß ihr die philosophische Doktorwürde ertheilt werde. Von allen Anwesenden beglückwünscht und von den Töchtern des Dekans Michaelis mit einem Lorbeerkranze geschmückt, eilte sie in Begleitung des Studiosus Rodde in's elterliche Haus zurück, in die Paulinenstraße, wo ihr der glückliche Vater im Namen ihrer Brüder ein selbstverfertigtes Gedicht überreichte.

Ihr Anzug an diesem Tage glich ganz einem bräutlichen Schmucke. So hatte es Schlözer gewollt. Sie trug ein schlichtes weißes Kleid. Ihr Haar war unge-

pudert. Ein langer weißer Schleier wallte ihr über einen Hornkamm tief in den Nacken.

Am 17. September 1787 bei der Feier des Universitäts-Jubiläums wurde Dorothea Schlözer sodann feierlich zum Doctor philosophiae erklärt. Sie zitterte am ganzen Leibe, als der Rektor ihr in einer lateinischen Ansprache das höchste Lob ertheilte, als dann der Vater ihr den Kamm aus dem Haar zog, der weiße Schleier fiel, der Rektor ihr den Doktorhut auf's Haupt drückte und es immer wieder durch die Aula brauste: „Vivat Doctor Dorothea de Schlözer!“

Der übliche Doktorschmaus im Elternhause, wo der Rektor auf Dorothea's Wohl und Studiosus Rodde auf das ihrer Eltern trank, beschloß die denkwürdige Feierlichkeit.

So war denn das vorgesteckte Ziel erreicht. Schlözer's erstgeborene Tochter war öffentlich als zünftige Gelehrte anerkannt und wurde bald darauf sogar in die Jenaische lateinische Gesellschaft als Mitglied aufgenommen. Die Absicht, ein lebendiges Muster von der Vorzüglichkeit seiner — der Basedow'schen entgegengesetzten — Erziehungsmethode zu geben, hatte Schlözer glänzend durchgesetzt.

Daß die Tochter jedoch dieses Experiment nicht mit dem gänzlichen Verluste ihrer Gesundheit büßte, verdankte sie nur ihrer kräftigen Konstitution. Um ihre Jugend betrogen, seit ihrer frühesten Kindheit bis spät in die Nacht an der Seite eines grämlichen, aufbrausenden, übelgelaunten Vaters, über den Büchern voller trockenster, unfruchtbarster Gelehrsamkeit hockend, dazu eine Unmenge

täglicher Privatstunden, während Erholungen und Vergnügungen ihr nur äußerst spärlich gestattet wurden, vom Vater auf's Strengste beurtheilt und selbst in ihren kleinsten Handlungen auf's Unerbittlichste überwacht, noch als sie längst erwachsen war — muß man wahrlich staunen über die Gesundheit, welche diese unnatürliche Lebensweise ertrug.

Bald nachdem sie die Doktorwürde erlangt hatte, reiste Dorothea in Gesellschaft ihrer Mutter nach Straßburg, wo ihr durch eine Deputation der Straßburger Universität eine Matrikel überreicht wurde. Auch der Wahl und Krönung Kaiser Leopold's II. im Jahre 1790 zu Frankfurt a. M. wohnte sie bei. Die folgenreichste Reise jedoch unternahm sie mit ihrem Vater im Frühjahre 1791 nach Hamburg, Kiel und Lübeck, in welch' letzterer Stadt sie sich alsbald dem einstigen Studiosus Rodde, dem einzigen Sohne eines angesehenen Handelsherrn und nachherigen Bürgermeister, verlobte. Durch dieses Ereigniß wurde sie zu ihrer innersten Befriedigung vor dem Halten akademischer Vorlesungen bewahrt, wie es ihr Vater von ihr verlangt hatte.

In derselben Kleidung aber, wie sie damals bei ihrer Promotion erschien, trat Dorothea an den Altar, nur daß sie statt des Doktorhutes den Myrtenkranz trug. Zu Göttingen wurde sie ihrem Verlobten angetraut.

In glücklicher Unabhängigkeit, geachtet und geschätzt von Allen, die ihr nahten, lebte sie von nun an in ihrem neuen Wohnorte nur noch ihren Neigungen, unternahm größere Kunstreisen in Begleitung ihres Gatten, des Ge-

lehrten Villers und des Domherrn Dr. Meyer aus Hamburg, und suchte so die Lücken ihrer einseitigen Bildung mit nie rastendem Eifer auszugleichen. In Paris kam sie mit den berühmtesten Künstlern und Staatsmännern in Berührung, die sie auf jede Weise auszeichneten.

In Lübeck aber bildete das Rodde'sche Haus den Sammelpunkt der ausgesuchtesten Gesellschaft von Fremden und Einheimischen, bis nach der Schlacht bei Jena ganz plötzlich und unerwartet drei französische Armeecorps vor Lübeck's Thoren auftauchten und die Stadt erstürmten (6. November 1806). Freilich war durch den Umstand, daß Marschall Bernadotte Frau Rodde persönlich kannte und hochschätzte, das Rodde'sche Haus von der Plünderung verschont geblieben; die Unfälle jedoch, welche Lübeck im Allgemeinen trafen, die gänzliche Sperrung des Handels und der Erwerbsquellen der Bewohner, wurden auch die Veranlassung zu der Zerstörung des häuslichen Glückes der Rodde'schen Familie. Sie verarmte und siedelte 1810 nach Göttingen über.

Wenn Dorothea aber schon im Glücke durch ihre bescheidene Anspruchslosigkeit bewundernswürdig gewesen war, so war sie es noch in weit höherem Grade durch ihren Muth und ihre Standhaftigkeit im Unglück.

Vor Allem aber war sie den meisten, sogenannten „gelehrten" Frauen darin unähnlich, daß sie nicht darauf bedacht war, als Schriftstellerin zu glänzen und ihre Kinder als etwas Störendes zu betrachten, sondern daß sie sich der Erziehung derselben vielmehr mit größter Sorg-

falt und Zärtlichkeit widmete, wie denn überhaupt nicht die mindeste Steifheit oder Pedanterie in ihrem Wesen an die „gelehrte Frau", an die Doktorin der Philosophie erinnerte. Stets blieb Dorothea ihren Kindern die beste Mutter.

Eine seltsame Fügung wollte es, daß sie ihr Leben während eines Besuches beschloß, den sie der Tochter des Mannes machte, der ihr einst den Doktorhut auf's Haupt gesetzt. In Göttingen, ihrer Heimathsstadt, fand sie ihre letzte Ruhestätte.

Ein „pädagogisches Kunststück" war Dorothea Schlözer nach dem Willen ihres berühmten Vaters geworden; aus eigenem Verdienst wurde sie eine gute Frau und Mutter, eine Zierde ihres Geschlechts ebenso, wie sie ein Wunder ihres Geschlechts genannt werden muß.

Die Sprache der Thiere.

Ein Beitrag zum Seelenleben der Thiere.

Von

Paul Tunsch.

Zu den dem Menschen von der Natur verliehenen Gaben, welche ihn weit über das Thierreich, selbst über die am höchsten stehenden Arten desselben, erheben, gehört vornehmlich auch seine organisch entwickelte, lautlich gegliederte Sprache; seitdem jedoch die Wissenschaft in neuerer Zeit — abweichend von der früheren Anschauung — genöthigt war, auf Grund vieler schlagenden Beobachtungsresultate auch dem Thiere, namentlich dem höher stehenden, seelische Eigenschaften zuzusprechen, lag auch die Frage über ein mögliches, wenn auch von der menschlichen Sprache sehr verschiedenes, gegenseitiges Mittheilungsvermögen der Thiere untereinander, also eine Art Thiersprache, nahe genug, um sie in den Bereich wissenschaftlicher Untersuchung zu ziehen. Dabei ist man zu der Annahme gelangt, daß solch' eine Fähigkeit bei den Thieren in der That vorhanden sein muß, wenigstens wird uns hierdurch Vieles im Leben der Thiere erklärt, was uns sonst völlig räthselhaft bleiben würde, weshalb

wir es denn auch versuchen wollen, dem freundlichen Leser das Wesentlichste hierüber mitzutheilen.

Wie ein jedes Lautbild der Sprache in unserem Bewußtsein die Vorstellung einer Sache hervorruft, und umgekehrt jeder Gedanke in unserem Bewußtsein von den Lautgebilden der Sprache begleitet ist, so ähnlich, nur unendlich viel einfacher, haben wir uns auch das bei den Thieren beobachtete gegenseitige Mittheilungsvermögen zu denken. Auch hier muß eine Verbindung zwischen Laut und Sache im Bewußtsein stattfinden, denn wenn das Thier einen Lock- oder Warnruf ausstößt, kann derselbe von dem anderen Thiere nur dann verstanden werden, wenn dieses mit dem gehörten Laute die Vorstellung von angenehmen oder unangenehmen Dingen verbindet. Natürlich haben wir es hier nicht mit einer Sprache zu thun, wie die menschliche, welche einen gegliederten Bau aufweist, bei welchem die einzelnen Laute in Gruppen zu Worten verbunden sind, von denen wiederum eine größere Anzahl einen Gedanken zum Ausdruck bringen, sondern die Lautäußerungen der Thiere, welche nur nach Höhe und Tiefe, nach kürzerer oder längerer Dauer, sowie in der verschiedenen Aufeinanderfolge wechseln, bieten nur ein geringes Material selbst zur allereinfachsten lautlichen Verständigung, also zu einer Sprache im menschlichen Sinne.

Andererseits aber steht auch der geringe Lautreichthum des thierischen Mittheilungsvermögens mit dem weit engeren und primitiveren Vorstellungskreise der Thiere im Zusammenhange. Denn auch beim Thier muß dem sprach-

lichen Ausdrucke die innere Vorstellung vorangehen, nur daß dieselbe beim Thiere eine wesentlich andere, weit unvollkommenere ist, wie wir sogleich zeigen wollen.

Die Quelle für unser Vorstellungsleben sind die Sinneswahrnehmungen, welche sich in ihrer unendlichen Zahl und Mannigfaltigkeit unserem Bewußtsein aufdrängen und unserem Gedächtniß einverleiben. Dort unterliegen sie einer sorgfältigen Prüfung und werden sortirt, so daß immer alles Gleichartige zusammenkommt. So lernen wir die allgemeinen Eigenschaften der Dinge kennen, und es entstehen unsere Begriffe von denselben. Anders beim Thiere. Auch bei diesem prägen sich die Sinneswahrnehmungen in's Gedächtniß ein, jedoch es fehlt ihm der kombinirende Geist, welcher sie ordnet und zu Begriffen zusammensetzt: es hat nur eine Menge aufgelöste Detailanschauungen. Dies beweist uns unter Anderem das bekannte Beispiel von der Kuh vor dem neuen Thore. Die Kuh bleibt vor dem Thore ihres Stalles verwundert stehen, weil das alte, von der Witterung gebräunte Thor durch ein neues, hellleuchtendes ersetzt worden ist — es ist für das Thier ein neuer unbekannter Gegenstand geworden. Anders der Knabe, welcher es erblickend ausruft: „Ein neues Thor!" Derselbe hat den Begriff des Thores überhaupt aufgefaßt, welcher auf alle Thore paßt, unabhängig von Zufälligkeiten, wie im vorliegenden Falle die andere Farbe.

Dieses und Aehnliches zeigt uns die primitive Vorstellungsweise der Thiere, der denn auch sicherlich nur eine sehr beschränkte Mitt[illegible]ungsfähigkeit entspricht, welche

auf keiner geregelten Thätigkeit der Stimmwerkzeuge, sondern auf einer mehr zufälligen Lautbildung beruht, unterstützt durch eine lebhafte Geberdensprache.

Daß sich aber die Thiere gegenseitig ziemlich detaillirte Mittheilungen zu machen im Stande sind, zeigt uns namentlich das Leben der Gesellschaftsthiere. Besonders zeichnen sich hierin die unscheinbaren, aber in ihrem Leben und Treiben höchst interessanten Ameisen aus. Es ist viel von diesen Thieren gefabelt worden, doch auch das, was als wissenschaftlich beobachtet feststeht, klingt beinahe fabelhaft. Aus ihrer oft geschilderten, aber an vielen interessanten Einzelheiten auch äußerst reichen Lebensweise wollen wir hier nur folgendes Allgemeine hervorheben. Sie leben in gesellschaftlich enggeschlossenen Kolonien, innerhalb der ein jedes Thier das andere kennt und jeder Eindringling getödtet wird. Ihre Wohnungen sind höchst kunstvolle, mehrstöckige Bauten mit besonderen Wohnräumen, Vorrathskammern, Königswohnungen, Zimmern für die junge Brut ꝛc. Sie legen besondere Wege, Brücken, Tunnels an. Sie bestehen aus Männchen, Weibchen und der Arbeiterklasse, welcher sich, wie bei den Termiten Amerika's und Asiens, noch ein besonderer Soldatenstand anreiht. Wie in der menschlichen Gesellschaft ist bei ihnen das Prinzip der Arbeitstheilung entwickelt. Von einer braunen amerikanischen Ameise wird durch Dr. Lincecum in Texas berichtet, daß sie nicht nur Körner sammelt, sondern diese auch säet und nach der Reife erntet. Außerdem führen die Ameisen Kriege und unternehmen Raubzüge, auf denen sie aus anderen Kolonien Puppen rauben,

deren Brut sie als Sklaven erziehen, welche dann alle Arbeiten für die herrschende Klasse verrichten müssen. Daß ein solches Staatsleben ohne ein ziemlich detaillirtes Verständigungsvermögen der Thiere nicht denkbar ist, haben die Forscher längst erkannt und dann auch die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß die äußerst beweglichen Antennen oder Fühler der Ameisen dabei die Hauptrolle zu spielen scheinen. Zwei Ameisen sieht man dadurch sich verständigen, daß sie einander mit den Köpfen gegenüberstehen und sich gegenseitig mit den Fühlern auf das Lebhafteste bearbeiten, an die Köpfe schlagen ꝛc. Wir haben darin also entschieden ihre Verständigungsmittel zu suchen.

Viel Aehnlichkeit mit dem Gesellschaftsleben der Ameisen hat auch dasjenige der Bienen. Auch hier werden uns von gewissenhaften Beobachtern Wunderdinge berichtet von dem Leben und Treiben im Bienenstaate mit seiner geregelten Arbeitstheilung, seinen äußeren Kämpfen und inneren Revolutionen. Es scheint, daß hier das gegenseitige Mittheilungsvermögen ähnlich wie bei den Ameisen ist. So wurde beobachtet, wie bei besonders wichtigen Ereignissen, wie z. B. bei dem Tode der Bienenkönigin, eine Biene auf die andere zulief und sie mit ihren Fühlhörnern berührte, diese dann in derselben Weise wieder andere, und so fort, bis der ganze Stock von dem Geschehenen unterrichtet war.

Auch an den Vögeln hat man auffallende Thatsachen wahrgenommen, welche eine gegenseitige Mittheilung voraussetzen lassen. Bekannt ist, wie manche Arten einen

gewissen „Corpsgeist“ besitzen und sich nöthigenfalls zu gemeinsamen Aktionen vereinigen. Dies illustrirt uns folgendes verbürgte Geschichtchen. Ein Rabe fing eines Tages einen Fisch und flog mit diesem auf eine Erle, um ihn zu verzehren. Da kam ein Geier angeflogen, welcher ihm den Raub ohne Weiteres wegnahm und sich über die leichtgewonnene Mahlzeit hermachte, während der Rabe schnell landeinwärts flog. Noch hatte der Geier sein Mahl nicht beendet, als schon ein großer Flug Raben heranrauschte und den Geier umringte, welcher alsbald von hundert wüthenden Schnäbelhieben getroffen und getödtet wurde. Der Rabe hatte also seine Genossen von dem Ueberfall des Geiers benachrichtigt und herbeigeholt. Solche und ähnliche Stückchen ließen sich in Menge anführen.

Noch merkwürdiger sind jene räthselhaften Versammlungen unter den Vögeln, über welche viele glaubwürdige Beobachter berichtet haben, und die man wohl Mangels einer besseren Bezeichnung nach ihrem äußeren Charakter „Vogelgerichte“ genannt hat. Die Berichte hierüber sind verschieden, doch gleichen sie einander darin, daß man bemerkt hat, wie auf einmal zu einer bestimmten Tageszeit ohne auffindbare Ursache meist eine sehr große Anzahl Vögel einer bestimmten Gattung (Störche, Raben oder Staare rc.) an einem abgelegenen Orte sich versammelte, was unter viel Lärm und Geschrei geschah. Nachdem der Zuflug neuer Schwärme allmählig aufgehört, trat unter den zahllosen Thieren Ruhe ein, während nun einzelne Exemplare abwechselnd ein beson-

ders lautes Geschrei erhoben, in das sich der Chor nur vereinzelt hineinmischte. Auf einmal erhob sich ein allgemeiner ohrzerreißender Lärm, und die ganze Versammlung stürzte über ein oder mehrere Exemplare her, welche mit Schnäbelhieben getödtet wurden, worauf wieder Alles mit viel Geschrei in den verschiedensten Richtungen davonflog.

Alles dies weist in frappanter Art auf eine gegenseitige Verständigung der Thiere untereinander hin.

Bemerkenswerth erscheint auch, daß häufig Krähen, Raben und Staare in guter Kameradschaft angetroffen werden, gleichsam als ob auch unter diesen verschiedenen Gattungen eine Art Verständigung stattfände.

Unter den Säugethieren sind es namentlich verschiedene amerikanische und afrikanische Affenarten, welche unter Leitung eines Führers oder Oberhauptes eine gesellschaftlich strenggeregelte Lebensweise haben. Der alte Führer ist absoluter Herrscher und Tyrann der Horde, dessen Willensäußerungen sich die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft widerspruchslos unterordnen müssen, wohingegen ihm die Pflicht zufällt, die Heerde zu bewachen und zu beschützen, was auch wieder nur auf Grund gegenseitiger Verständigung erfolgen kann. Da führt beispielsweise das alte, vielerprobte Oberhaupt einer Meerkatzenhorde (eine Affenart, welche die afrikanischen Urwälder in Masse bewohnt) seine Schützlinge mit großer Umsicht nach einem Getreidefelde. Läßt der Anführer ein dumpfes Gurgeln hören, so belehrt es die Bande, daß keine Gefahr vorhanden, ein zitternder Ton bedeutet Zweifel in

die Sicherheit. Ist das Ziel erreicht, so gibt ein beruhigendes Gurgeln des Führers das Signal zur allgemeinen Plünderung. Erschallt aber ein vibrirender Warnruf des Führers, so eilt Alles in wilder Flucht nach dem Walde zurück.

Eingehender vermochte man die Lautäußerungen an unseren Hausthieren zu beobachten. So weiß z. B. jedes Kind, daß der Hund verschiedene Laute besitzt, um Schmerz, Zorn, Zuneigung rc. auszudrücken; anders sind seine Lautäußerungen, wenn er einen Fremden anzeigt, oder wenn er seinen Herrn ruft, wenn er zornig oder freudig bellt, wenn er mit anderen Hunden zankt oder spielt, wenn er Speise oder Trank verlangt u. s. w. Nach Dupont verfügt er über fünfzehn verschiedene Töne. Das Alphabet der Katzen soll kleiner sein, denn sie sollen nur vierzehn verschiedene Laute besitzen, Tauben und Hühner sogar nur deren zwölf, während das Rind über zweiundzwanzig verschiedene Töne verfügen soll u. s. w.

So hat man, seit sich die Aufmerksamkeit hierauf gelenkt, bei vielen Thieren eine mehr oder weniger große Anzahl verschiedener Laute vorgefunden, ja sogar bei den ausschließlichen Bewohnern des Wassers, bei den Fischen, hat man in neuerer Zeit willkürlich hervorgebrachte Töne beobachtet.*)

Sei nun aber der Umfang des Lautmaterials bei manchen Thieren noch so gering, es gibt für die Stimme

*) Vergl. den Aufsatz „Die Fische als Musikanten" in Band I. dieses Jahrgangs.

der Thiere in der That keine andere Erklärung, als die eines gegenseitigen Verständigungsmittels, wenn wir nicht einen so großen Erscheinungskomplex in der animalen Natur für zwecklos halten wollen, was allen Naturgesetzen widersprechen würde. Vielmehr müssen wir annehmen, daß die Gabe gegenseitiger Verständigung unter den Thieren mit zu jenen Fähigkeiten gehört, welche ihnen die Natur verliehen hat als nothwendige Mittel zur Selbsterhaltung im Kampfe um's Dasein, und wir haben daher alle Ursache, auch hierin das Schaffen der Natur zu bewundern, in welcher nichts, auch nicht das Allergeringste, zwecklos ist, sondern Alles ewigen unabänderlichen Gesetzen unterliegt, welche das unendliche Universum beherrschen.

Ein Prozeß aus der „guten alten Zeit."

Mitgetheilt
von
Heinrich Theen.

(Nachdruck verboten.)

Es war am 29. Januar des Jahres 1701, als man in einer das „Winter-Secret" genannten Kloake auf dem Schweinemarkt in Hamburg eine weibliche Leiche fand, welcher der Kopf fehlte. Die Entdecker des grausigen Fundes schafften die arg Verstümmelte sofort nach der Polizeibehörde, legten Rechenschaft darüber ab, wie und wo sie die Leiche gefunden hatten, und baten schließlich, die Sache näher untersuchen zu wollen, da vermuthlich ein Raubmord zu Grunde läge.

Da der folgende Tag ein Sonntag war, so ruhte die Sache einstweilen. Dienstag darauf aber wurde durch Trommelschlag und Maueranschlag ein Mandat kund gegeben, worin Jedermann aufgefordert ward, den oder die Mörder einer hohen Obrigkeit anzuzeigen; wer solche wisse und verheimliche, der werde bestraft, wer sie anzeige, der werde belohnt.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß eine Besichtigung und Obduktion der Leiche, eine Ermittelung der Todesart u. s. w. nicht vorgenommen wurde. Ein sol-

ches Verfahren sah man dazumal als etwas Ueberflüssiges an, und so kam es denn, daß durch diesen Fund viel Unheil angerichtet wurde; dabei hat die hohe Obrigkeit niemals ermittelt, wer die kopflose Leiche eigentlich war.

Etliche Wochen nach dem Funde wurde eine Person, genannt „Monsieur Henry", als der That verdächtig von der Obrigkeit eingezogen. Monsieur Henry war in Wirklichkeit ein Weib, Namens Anna Ilsabe Buncken, hatte aber zu verschiedenen Malen die Rolle eines Mannes gespielt, ja sogar sich zweimal als Mann mit Frauen verheirathet, und zwar das letzte Mal mit Marie Cillie (Cäcilie) Jürgens aus Wandsbeck. Von dieser hatte sich „Monsieur" natürlich bald wieder getrennt, hatte sich dann eine längere Zeit unter verschiedenen Gestalten und Namen im Dänischen umhergetrieben, und war endlich Mitte Januar 1701 wieder nach Hamburg zurückgekehrt, wo sie gleichzeitig mit einer gewissen Margaretha Riecken, einer armen Bäuerin aus Neuvorpommern, bei armen Leuten im „Schulgange" logirt hatte.

Man hielt die gefundene Leiche für die der Bäuerin Riecken und behauptete, daß diese von der Anna Ilsabe Buncken ermordet worden sei. Deshalb wurde Letztere jetzt auf die Folter gespannt, damit sie die ruchlose That gestände. Das that sie aber nicht, sie behauptete vielmehr, die Riecken habe noch am 2. Februar gelebt und erst an diesem Tage Hamburg wieder verlassen, sie lebe ohne Zweifel noch, man möge ihr doch nachforschen.

Von dem, was die Buncken sagte, glaubten die Richter

aber kein Wort und ließen deshalb den Scharfrichter, genannt Ismael, zu immer höheren Graden der Tortur vorschreiten. Als „Monsieur Henry" die Schmerzen nicht mehr aushalten konnte, gestand er, oder vielmehr sie, Alles, was man von ihr verlangte, auch daß sie die Margaretha Riecken ermordet habe, von der noch gar nicht einmal festgestellt war, daß sie todt sei.

Allein damit war die Sache noch nicht abgethan. Man spannte die Buncken von Neuem auf die Folter und fragte sie nach ihren Mitschuldigen. In ihrer Qual nannte sie die ersten Besten, die ihr einfielen, nämlich erstens ihre vormalige „Ehefrau" Marie Cillie Jürgens, und zweitens einen alten Apotheker, genannt der „Empiricus", Johann Friedrich Jähner, welcher neben seinem eigentlichen Geschäft auch allerlei Zauber-, Talisman- und Schwindelkram in so schwunghafter Weise betrieb, daß vielleicht dies das Hauptgeschäft genannt zu werden verdiente.

Es wurden nun auch die Jürgens und der Empiricus eingezogen und — ohne irgendwie verhört worden zu sein — auf die Folter gespannt und so lange gemartert, bis sie ebenfalls Alles gestanden, was man wollte.

Hiermit war die Untersuchung denn nun zu Ende, und das Niedergericht faßte jetzt den Plan, die Drei zum Tode zu verurtheilen.

Da erklärten plötzlich und unerwartet alle Drei ihr Geständniß für unwahr und behaupteten, die Bäuerin Riecken sei noch am Leben, und weder diese, noch sie, die Angeklagten, hätten mit dem kopflosen Leichnam, den man

im „Winter-Secret" gefunden, das Geringste zu schaffen. Man möge doch nur der Riecken nachforschen, dann werde sich Alles aufklären.

Allein die ehrbaren Gerichtsherren waren dazumal nur darauf bedacht, der Schuld und nicht der Unschuld der Angeklagten nachzuforschen; sodann war es auch ja viel leichter, zu foltern, als zu untersuchen, denn zu Letzterem gehört Verstand und Geschicklichkeit, zu Ersterem nur Brutalität und Herzlosigkeit. Und so kam es denn, daß das ehrbare Niedergericht dem Antrage der Angeschuldigten nicht nachgab, keine weiteren Nachforschungen anstellte, sondern einfach am 7. Dezember 1701 — so lange hatten die Angeklagten in dem schlimmen Gefängnisse der Frohnerei schon gesessen — den Befehl zur Wiederholung der Tortur abgab.

Doch gegen eine Wiederholung der Tortur legten die Frau und der Vertheidiger Jähner's Protest ein. Sie schlugen Zeugen vor, daß die Riecken sich noch am Leben befände, und baten um deren Vernehmung oder wenigstens um Versendung der Akten an eine Hochschule. Die Frau schilderte gar beweglich, daß ihr Mann, wiewohl er an einem Leistenbruch leide und überhaupt schwächlich sei, schon einmal so hart gefoltert worden, daß er am linken Arm lahm geworden sei und man ihn darauf vier Wochen lang wie ein kleines Kind habe speisen und an- und auskleiden müssen.

In der Schrift des Vertheidigers aber bricht überall schon die moderne Anschauung durch, welche die von dem sinkenden Mittelalter der Zopfzeit überlieferten Greuel

bekämpft und die Folter im Prinzip verwirft. — „Sind denn die Exempel," so schreibt der wackere Rechtsanwalt, Namens Hinrich Wrangel, Licentiatus Juris und Prokurator, „daß kindsunschuldige Leute auf untüchtige Angaben canailleuser Personen auf das Grausamste torquirt wurden, bei uns weit zu suchen? Man frage doch andere Kulturvölker, man frage z. B. nur das benachbarte Schweden, was sie von der Tortur halten? Ob sie solche nicht als eine ebenso grausame, betrügliche Probe ansehen? Und das ist sie in der That auch!

Ja, sprichst Du, es hat gleichwohl Jähner in der Peinigung, hernach in confrontatione, item vor Gericht, die That gestanden. Ergo muß es wahr sein. So antworte ich, daß der große Satz sehr hinke, und wer solches will probirt haben, der begebe sich einmal (Gott behüte Jedermann davor) unter Meister Ismael's Disziplin, er lasse sich auf seine manège hinunterführen, lasse sich spanische Stiefel anziehen, daß das Blut herausspringt und die Knochen krachen, lasse sich auf seinen holzmageren Zelter setzen, den zackigten Sattel unterlegen, seine hohen und langen Luftsprünge thun, mit allen Vieren ausgestreckt sechs à sieben Stunden auf der haquenée hangend, so daß er beim Absteigen nicht nur müde und steif, sondern gar elend und schwach galopirt, was gilt's er wird ganz anders dressirt sein! Was gilt's, es wird das Andenken des Nothstalles, der Nachgeschmack des gespickten, blutigen Hasen, die Gegenwart des Angstmanns und anderweitige Torturbedrohung ihn schon auf andere Meinung bringen,

so daß, wenn man ihn fragt, ob er einen Todten ermordet, er ja, ja, ja, ja rufen würde."

Der Schluß der Vertheidigungsschrift lautet folgendermaßen: „Jähner! Du hast jetzt gehört, wie ich Deine Unschuld besten Vermögens vorgestellt, Du weißt, wie ich Dir im Gefängniß zum Oefteren auf's Allerbeweglichste zugeredet, mir als Deinem Fürbitter im Vertrauen die Wahrheit zu bekennen, Du weißt, wie Du auf Deine Unschuld gepocht, wie Du, wenn ich selbige nicht retten würde, bedrohentlich Dein unschuldiges Blut wolltest von meinen Händen fordern. Wohlan! Ich habe das Meinige gethan, ich kann nicht mehr, Dein Blut komme nicht über mich, nicht über mich! Hamburg, Hamburg, ich habe es gesagt. Du aber, Du ungesund- und lahmgepeinigter Krüppel, sei getrost, Gott ist gerecht, ermuntere Dich, sprich frei in Deiner Unschuld! Hilf Dir selber!"

Aber was halfen die beredten und eindringlichen Worte des wackeren Licentiaten Hinrich Wrangel? Die Herren Richter lachten über den jungen, feurigen Vertheidiger der Wissenschaft und der Wahrheit. Anstatt Zeugen zu vernehmen, anstatt zu forschen nach dem Verbleib der Margaretha Riecken — man hatte noch nicht einmal deren Angehörige vernommen oder denselben den in dem „Winter-Secret" gefundenen kopflosen Leichnam vorgezeigt — fuhr man fort zu foltern. Die Anträge auf Zeugenvernehmung und Aktenversendung wurden verworfen. —

Wenn wir die Akten jetzt weiter verfolgen, so finden

wir nichts, als die „Geständnisse", welche die Angeklagten auf der Folter gemacht haben. Beim Durchlesen dieser Akten überkommt Einem ein Grausen, denn alle die Geständnisse wimmeln von jenen phantastischen, zugleich lächerlichen und grauenhaften Abgeschmacktheiten, Greueln und Unfläthereien, welche zu jener Zeit das abergläubische und verbrannte Gehirn der Herren Richter anfüllten.

Die Gefolterten sagten — natürlich immer nur auf der Folter — mit einer wunderbaren Einstimmigkeit aus, daß sie die Bäuerin Riecken gemeinschaftlich umgebracht hätten, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil Jähner aus dem Kopfe einen wunderthätigen Spiritus mittelst Branntwein und Wein habe brauen oder sieden wollen, ein sogenanntes „Magisterium".

Dann lesen wir wieder mit einem Male, daß der Empiricus Jähner sich abermals zu einem Proteste aufrafft. Er behauptet, die Riecken lebe da und da und habe ihren Kopf noch. Wer denn bei ihm einen Kopf gefunden? Und dann: ein „Magisterium" könne man ja bekanntlich gar nicht aus einem frischen oder „grünen" Menschenkopfe bereiten, dazu habe man Mumien nöthig, oder alte, längst ausgedörrte Menschenköpfe. Er schlägt hierüber Physici als Sachverständige vor. Natürlich werden auch diese Experten nicht vernommen, vielmehr legt man den Empiricus wieder auf die Folter und applizirt ihm einige höhere Grade. Darauf bekommt er natürlich wieder einen Rückfall in sein „Geständniß", und als man ihn dann noch etwas foltert, nennt er sogar, um den Wünschen entgegen zu kommen und von den un-

erträglichen Schmerzen befreit zu werden, zwei weitere Mitschuldige, die holländischen Bootsleute Hinrich Ico und Joachim Ohlrog; diese Beiden — er habe sie früher einmal „curirt" — hätten ihm geholfen, die Riecken betrunken zu machen und ihr mit einem großen, scharfen und dünnen holländischen Schiffsmesser den Kopf abzuschneiden; auch hätten dieselben den Leichnam in das „Winter-Secret" hineinpraktizirt.

Auf dieses Geständniß hin erließen die ehrbaren Gerichtsherren am 16. Januar 1702 die „niedergerichtliche Findung", welche hier (nach Ausscheidung des geradezu Unglaublichen und Lächerlichen) wörtlich wiedergegeben sei, soweit sie den Jähner betrifft.

„In diesen Fiscalibus et Criminalibus contra Johann Friedrich Jähner, Gefangener und peinlich Angeklagter, erkennt ein Ehrbares Niedergericht nach den Acten zu Recht, daß, demnach Angeklagter die Jürgensschen unterschiedenen Zauberkünste, wie auch abergläubische und gotteslästerliche Dinge gelehrt und vorgeschrieben, die Gerichte (Galgen und Rad) bestohlen und die gestohlenen Daumen u. s. w. der Bunckschen auf dem Lande zu verkaufen hingegeben und das daraus erlösete Geld empfangen und genossen; absonderlich aber aus verzweifelter, unmenschlicher Bosheit an einer unschuldigen Weibsperson M. Riecken im Januar abgewichenen Jahres ohne einige hierzu gegebene Ursache den abscheulichsten Meuchelmord und zwar solchergestalt begangen, daß er mit Hülfe zweener erkauften Bootsgesellen dieselben, um diese That an der Ermordeten desto füglicher zu vollbringen, auf der

Mitgefangenen M. C. Jürgens Holzboden am neuen Markte zuerst mit gemischtem Wein und Branntwein trunken gemacht, und, wie sie geschlafen, mit einem Strick elendiglich erwürget, ihr darauf den Kopf abgeschnitten und mit sich nach Hause genommen, allwo er denselben zerstücket in einen Kessel mit Branntwein gethan und davon einen Spiritum extrahiret, den Körper aber durch die hierzu vorhin schon erkauften Bootsleute, nachdem er und seine Mitgefangenen der Ermordeten Kleider und das daraus erlösete Geld unter sich getheilet, habe wegschaffen lassen. Derselbe dahero wegen solcher concurrirender Greuel und Unthaten, auch bevorab entsetzlich und grausam an der M. Riedschen verübten Meuchelmordes, ihm zur wohlverdienten Strafe, anderen seines Gleiches Uebelthätern und Mördern aber zum abschreckenden Exempel, sowohl an dem Ort, wo er den Mord begangen, als auch wo er den Körper gefunden, mit glühenden Zangen zu zwicken und hernach mit dem Rade von unten auf zu tödten, und dessen Gliedmaßen zu zerstoßen, auch folgendes auf das Rad zu flechten: Wie E. E. G. (ein ehrbares Gericht) denselben hierzu condemniret.

V. R. W. (Von Rechts wegen) 16. Jan. 1702."

Die Erkenntnisse, welche gegen Anna Ilsabe Buncken und Marie Cillie Jürgens erlassen wurden, lauten ähnlich, nur sollen diese Beiden nicht von unten herauf, sondern nur von oben herunter gerädert, auch soll ihr Leichnam nicht auf's Rad geflochten, sondern verbrannt werden.

Am 20. Januar wurden diese Erkenntnisse von dem

ehrbaren Rath bestätigt und mit Entscheidungsgründen versehen, welche hinter denen des Niedergerichts nicht zurückbleiben. Und in der That, schon am 23. Januar folgte die schreckliche Vollstreckung des Erkenntnisses.

Was nun die beiden Bootsleute betrifft, so sei kurz erwähnt, daß Hinrich Jco vom Gerichte nicht zu finden war, während Joachim Ohlrog auf dem Winserbaum ergriffen und dann sofort in die Frohnerei geworfen wurde. Man wollte ihn ebenfalls foltern. Er reichte jedoch durch seinen Anwalt eine Vertheidigungsschrift ein, worin er nachwies, daß es an den gesetzlichen Erforderniſſen zur Anwendung der Folter fehle. Er benannte drei Zeugen dafür, daß Jähner an dem Montagmorgen, da er zur Hinrichtung geführt wurde, ihn, den Ohlrog, auf der Frohnerei zu sich in den Herrensaal habe bringen lassen und ihn daselbst tausendmal wegen des an ihm begangenen Unrechts um Verzeihung gebeten und ohne Rückhalt bekannt habe, daß er, auf weitere Mitschuldige gefoltert, „durch heftige Qual, Marter, Furcht und Pein auf Ohlrog, weil er sich auf sonst keinen Menschen damals habe besinnen können und wo er sich doch von der Marter habe befreien wollen, endlich zu bekennen genöthigt worden."

Und als Ohlrog dazu noch hervorhob, daß er Holländer sei, wurde er eines schönen Morgens aus der Frohnerei freigegeben.

Die Richter sagten, da er Holländer sei, so habe man es „denen Vereinigten Niederlanden nicht nur unbenommen, sondern vielmehr anheimgestellt sein lassen wollen, ihn im Wege Rechtens selbst zu justificiren."

Diese von den armen Gefolterten und grausam Hingerichteten laut Urtheil des wohlweisen Hamburger Niedergerichts ermordete Bäuerin Margaretha Riecken tauchte nun wenige Monate später gesund und wohl in Hamburg wieder auf. Sie war inzwischen bei ihren Schwägersleuten im Braunschweigischen gewesen.

Piepenbrink aber, der Prätor und Einzelrichter, soll im Hinblick auf ein ehrsames Niedergericht und einen hohen Rath die denkwürdige Aeußerung gethan haben: „Wenn schon der Einzelrichter irren kann, um wie viel mehr nicht ein ganzes Collegium?"

Wer die kopflose Leiche eigentlich war, ist niemals bekannt geworden, denn als die vermuthlichen Mörder getödtet waren, sah das ehrbare Niedergericht die Sache für abgethan an.

Die Parsen und die Thürme des Schweigens in Bombay.

Ein Bild aus Ostindien.

Von

Fred Sicherer.

Wohl kaum eine andere Stadt Indiens bietet in ethnographischer sowohl, als in topographischer Hinsicht größeren Reiz und Abwechslung, als Bombay — eigentlich buona bahia, die gute Bai — die zweitgrößte Stadt des ungeheuren indischen Reiches. Unter ihren etwa 700,000 Einwohnern befinden sich Buddhisten, Dschainas, Brahmanen, Hindus, Mohammedaner, Parsen, Araber, Perser, Neger, Chinesen, Eurasier (Mischlinge von Europäern und Hindus) und endlich Europäer. Die Eigenartigkeit jeder einzelnen dieser Völkerschaften hier zu schildern, würde zu weit führen, und ist ja auch dem Leser im großen Ganzen wohl bekannt; weniger vertraut dürfte er vielleicht mit den Parsen sein. Von dieser interessanten Religionsgemeinschaft leben in Bombay circa 45,000 Anhänger, welche in sozialer und kultureller Hinsicht nach dem Europäer in erster Linie rangiren.

Die Parsen, irrthümlich Feueranbeter genannt, stammen aus Persien und sind Anhänger der Lehre Zoroaster's, wanderten aber, als das einst mächtige persische Reich durch die Mohammedaner seinen Untergang fand, aus, denn wer nicht zum Islam übertreten wollte, wurde mit Feuer und Schwert vertilgt. Die Hauptmasse der Perser fügte sich der Gewalt, viele treue Anhänger Zoroaster's wurden getödtet, nur einem kleinen Theile gelang es, nach Indien zu entfliehen, wo derselbe in Surate von dem Maharadscha wohlwollend aufgenommen und Schutz und Obdach empfing. Später siedelte eine Anzahl von Parsen nach Bombay über, wo sie sich zu früher nie geahntem Wohlstande erhoben und sich nun sittlich und materiell kühn dem Europäer zur Seite stellen dürfen!

Schon in China, Hinterindien und den Sunda-Inseln fallen Einem häufig die ernsten Gestalten auf, welche, mit langem schwarzem Gehrock aus leichtem Gewebe und mit weißen europäischen Beinkleidern bekleidet, auf dem Kopfe eine hohe, schwarze, steife Mütze tragend, einen auffallenden Kontrast zu der sie umgebenden Bevölkerung bilden. In Bombay aber bekommt man sie am häufigsten zu sehen, denn Abends promeniren sie zu Tausenden mit der „feinen Welt" an dem herrlichen Quai, dem sogenannten Apollo bunder, oder ergötzen sich mit Frau und Kind an den Konzerten der Esplanade.

Der schmächtige Körperbau und die Gesichtsbildung der Parsen erinnert ungemein an den israelitischen Volksstamm, wie denn auch die Frauen sich ganz so tragen,

wie es zu Herodes' Zeiten etwa in Jerusalem Mode war, d. h. ein einfach glatt anliegendes buntfarbiges Kleid, und dann ein Tuch, das über Schulter und Kopf geschlungen wird. Das Familienleben der Parsen ist sehr geregelt und sittlich, und es spricht sicher zur Ehre dieses Volksrestes, daß unter den 45,000, die in Bombay leben, keine Bettler und keine verkommenen Subjekte sich befinden, eine Thatsache, die in ganz Asien sicher unerreicht dasteht! Dagegen finden sich unter den Parsen viele tüchtige Gelehrte, vorzügliche Ingenieure, hervorragende Aerzte und bedeutende, unternehmende Kaufleute.

Ganz besonders hervorzuheben ist die allgemeine Achtung, in der sie in Indien ihrer Rechtlichkeit und ihres großen Wohlthätigkeitssinnes halber stehen. Am meisten that sich in dieser Hinsicht der Kaufmann Dschamsedschi Dschidschisthoi hervor, der, ein Rothschild Indiens — aber edler und freigebiger als irgend ein Mitglied dieser Familie europäischer Geldbarone — ungeheure Summen für wohlthätige Anstalten aller Art verwendete, Tausende von armen Hindus und Mohammedanern speiste, Unterrichtsanstalten gründete und im Jahre 1855 von der englischen Regierung den Adelsbrief ertheilt bekam in Anerkennung seiner großen Verdienste.

Die Parsen sind einfach, bescheiden und anspruchslos im Umgang mit Fremden wie in der Familie, dabei beharrlich, energisch, arbeitsam und ehrlich, und diesen Tugenden verdanken sie ihre jetzige Prosperität zum weitaus größten Theile.

Als Anhänger Zoroa[illegible]beten sie Ormuzd, das

Wesen des Lichtes, an, betrachten die Sonne, Sterne u. s. w. als Vertreter dieses Lichtwesens, und in weiterer Folge verehren sie Feuer und Licht als Sinnbild des Reinen. Tagtäglich kann man sie in Bombay früh Morgens bei Sonnenaufgang an der Esplanade oder am Meeresufer zu Hunderten beten sehen, das Gesicht der Sonne, dem Lichte, zugewandt. Als Gegensatz zu Ormuzd — dem Reinen, Lichtvollen — wird Ahriman, der Finstere, Grausige, Unreine, verabscheut; ihre Festlichkeiten, häusliche wie öffentliche, haben viele Aehnlichkeit mit israelitischen, besonders die Hochzeiten, nur herrscht hier die Eigenthümlichkeit, daß bei der Trauung ein Tuch zwischen Braut und Bräutigam gehängt wird, so daß sie sich nicht sehen können, bis der Bund thatsächlich durch den Priester geschlossen ist. Beide bekommen vorher ein Körbchen mit Reis, und kaum ist das „Ja" beiderseitig heraus, so fällt das Tuch, und nun bombardiren sich die jungen Eheleute gehörig mit Reis! Gelingt es dem Manne, seiner besseren Hälfte zuerst eine Hand voll Reis in's Gesicht zu werfen, so gilt dies als gutes Omen für eine glückliche Ehe; ist er aber der Geschlagene, so stellt man ihm ein weniger gutes Vorzeichen, man munkelt dann sofort, daß er bald „unter dem Pantoffel" sein werde.

Die Häuser und Wohnungen der Parsen sind gleichsam europäisch, angepaßt dem Tropenklima Indiens, ihre Kirchen oder Tempel sind einfache schmucklose Hallen — die Meisten verehren ja ihren Gott in freier Natur beim Sonnenaufgang. — In den Tempelhallen befindet sich

das „heilige Feuer", das nur dem Priester sichtbar, sonst aber sorgfältig eingeschlossen ist. Dieses heilige Feuer muß stets brennen, und geht es einmal aus durch irgend welche äußere Gewalt, wie es z. B. im großen indischen Aufstand in Surate geschah, so ist dies ein allgemeines Unglück. Es bedarf großer Umstände und noch größerer Ceremonien, um dieses Feuer wieder herzustellen. Aus neun Gemeinden wird zu dem Zwecke Feuer hergebracht, diese neun Feuer zusammengelegt und mit Sandelholz genährt, bis eine große Flamme entsteht, dann wird diese Flamme wieder in neun Feuer getheilt und Sandelholz aufgeschüttet, und so wiederholt sich der Prozeß neunmal, bis dann schließlich das neunmal geläuterte Feuer als vollkommen „rein" erachtet und unter großem Pompe an seinen Platz gebracht wird. So sehr nun diese und andere Gebräuche uns sonderbar vorkommen mögen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Zoroaster's Lehre entschieden von tiefer sittlicher Reinheit ist, wie sich ja auch seine Lehre kurz zusammenfassen läßt in: „Rein denken, rein reden und rein handeln!"

Was aber an den Parsen uns beim ersten Anblick sehr befremdet, ja geradezu mit Schaudern erfüllt, ist die eigenartige Bestattungsweise ihrer Todten: sie legen solche nämlich — den Geiern vor und zwar in aller Form Rechtens. Dennoch machte auf mich später diese Art der Bestattung und der Ort einen viel wehmüthigeren und tieferen Eindruck, als manches europäische Begräbniß!

Möge mir der Leser nun auf den Malabarhügel

folgen, etwa eine Stunde vom europäischen Viertel von Bombay entfernt, zu den „Thürmen des Schweigens“, dem Friedhofe der Parsen. Den Weg dahin kann man durch die Hindustadt, die im Gegensatz zum europäischen Stadttheile auch „schwarze Stadt“ genannt wird, nehmen, und die zahllosen Bazare, Gewölbe mit den herrlichsten Produkten indischen Fleißes und indischer Kunst im Vorbeigehen bewundern, bis man am eigentlichen Hügel angelangt, ziemlich steil aufwärts steigt und findet, daß der Malabarhügel eigentlich nur eine Vorstadt Bombays ist, denn oben befinden sich zahlreiche hübsche Villen von Parsen und Europäern. Man gelangt bei weiterem Fortschreiten an eine lange Mauer, passirt das offene Thor und steigt noch etwas, bis man sich vor einer zweiten Mauer befindet.

Ehe man dieselbe passiren kann, ruft der Führer oder Kutscher den Wächter, einen alten Parsen, herbei, der Einem nach Vorzeigung der Eintrittskarte — man erhält solche sehr bereitwillig im Hotel zugestellt — die Thüre öffnet, und man betritt, noch einige zwanzig Stufen aufsteigend, den zweiten, inneren Raum, wo die Thürme stehen und die Todtenfeiern stattfinden.

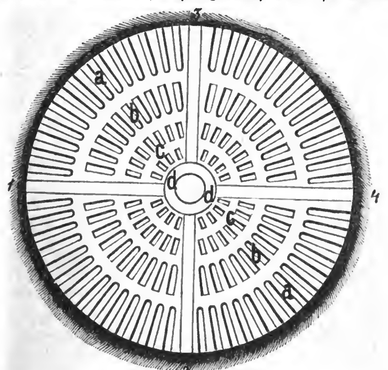
Der Kontrast war verblüffend; diese Ruhe und Stille, nach dem vor wenigen Minuten verlassenen Straßengeräusch und Geschrei der „schwarzen Stadt“ und der Bazare, der herrliche blaue Himmel, die frische reine Luft nach der erdrückenden Schwüle in Bombay, die wunderbar schöne Aussicht auf den tiefblauen Ocean vor

mir (der Malabarhügel fällt fast senkrecht gegen das Meer ab und ist etwa 200 Meter über der Meeresfläche), rechts unter mir der herrliche Palmenwald von Mahim. Alles bezauberte mich so, daß ich ganz meine Nachbarschaft vergaß, bis mich der alte Parse aus meinem Sinnen erweckte.

Innerhalb des Platzes befinden sich sieben runde Thürme je von etwa 300 Fuß Umfang und etwa 50 Fuß Höhe, alle dicht besetzt mit Aasgeiern, die gierig auf neue Beute lauern, selbst in den Palmen und sonstigen Bäumen des Platzes saßen dichte Schaaren dieser Vögel.

Die Bestattung geht in folgender Weise vor sich. Die Leiche wird im Sarge und angekleidet auf den freien Platz vor den Thürmen gebracht, gefolgt von den trauernden Hinterbliebenen und Freunden; hier nehmen die Begleiter Abschied, ein letzter Blick auf den Todten und sie entfernen sich. Der Todte wird nun von den Wärtern vollständig entkleidet, durch eine kleine schmale Thüre in den Thurm gebracht, auf die Plattform getragen und in die für ihn bestimmte Rinne gelegt, rasch entfernen sich die Wärter, denn jetzt beginnen die „Todtengräber“, die Geier, ihre Arbeit und stürzen wild und gierig herab. In einer halben Stunde ist von dem Todten nichts weiter übrig, als einige Knochen und Gebeine, die dann gesammelt und in ein in der Mitte des Thurmes befindliches Loch geworfen werden, wo Luft und Wetter das Ganze sehr rasch zu Staub und Asche vermodern lassen.

Zur besseren Erläuterung fügen wir hier eine kleine Skizze der oberen Fläche eines solchen Thurmes bei: a ist die Rinne für Männer, b für Frauen, und c für Kinder,



während d die Grube für die Gebeine bezeichnet, und die Zahlen 1 bis 4 eine Vorrichtung für einlaufendes Wasser bezeichnen, um Blutspuren rc. wegzuwaschen und das Ganze rein zu halten.

Außer den zwei Todtenwärtern darf kein Sterblicher auf den Thurm hinauf, also auch kein Parse, selbst dem Prinzen von Wales, der im Jahre 1877 Bombay und die „Thürme des Schweigens“ besuchte, gestatteten die

Parsen den Eintritt nicht. Der Wächter läßt auch Niemand näher, als höchstens 25 Schritte an die Thürme herantreten, führt Einen aber dann gern in die Gebetshalle, macht auf das „heilige Feuer" aufmerksam, zeigt ein sehr fein gearbeitetes Modell der Thürme, nach welchem obige Skizze entworfen ist, und erklärt ausführlich die ganze Ceremonie; nach Empfang seines Trinkgeldes überreicht der wackere Alte dem Besucher noch einen Strauß hübscher Blumen zum Andenken an diesen, wenn auch etwas unheimlichen, doch immerhin sehr interessanten Ort, wünscht Einem in seiner Sprache, dem sogenannten „Gudscharati", glückliche Reise, und bald ist man wieder im Reiche der Lebenden, aber auch des Lärmes! —

Es mag diese Art der Bestattung ja Manches gegen sich haben, jedoch steht fest, daß für Indiens Klima die Verbrennung oder die Art der Bestattung, wie sie von den Parsen geübt wird, weitaus die beste in gesundheitlicher Hinsicht ist. Wie viel Infektionsstoff und wie viel „Baccillen" werden da von Geiern und Feuer gründlich vertilgt!

Der Grund aber, warum die Parsen ihre Todten weder beerdigen noch verbrennen, ist kein hygieinischer, sondern ein religiöser. Sie glauben nämlich, das Feuer werde durch Berührung mit „verweslichem" Stoffe unrein, gleichsam entheiligt, und ebensowenig soll „Mutter Erde" durch faulende Substanzen entweiht werden.

Zur Geschichte des Meters.

Skizze

von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Als der menschliche Geist dazu gekommen war, die Dinge um sich herum zu vergleichen, da wurde ihm auch der Begriff des „Maßes“ klar, und mit dem weiteren Fortschreiten der geistigen Fähigkeiten und der durch das Zusammenleben der Individuen bedingten Kultur ergab sich auch bald eine allgemein geltende „Maßeinheit“. Als solche wurde ganz naturgemäß etwas angenommen, was Jedermann gleichsam als Einheitsmaß von der Natur erhalten hatte und mit sich herumtrug. Man setzte als Maßeinheit die Spanne der Hand, die Länge des Mittelfingers, die Entfernung zwischen den Fingerspitzen, wenn man beide Hände wagrecht vom Körper ausstreckt, wenn man „klaftert“, hauptsächlich aber wurde die Länge des Mannsfußes zur Maßeinheit gemacht, und bis vor wenigen Jahren noch zählten wir in Deutschland die Maße nach „Fuß“ oder nach „Schuh“.

Erst in neuester Zeit ging man von jenen gleichsam natürlichen Maßen zu einem künstlichen oder wissenschaft-

lichen Maße über, und zwar geschah dies, als das Dekret vom 26. März 1791 in Frankreich die Einführung des Meters befahl. Das Meter aber ist der zehnmillionste Theil des durch Paris gehenden Erdmeridian-Quadranten, und bildete hinfort die Grundlage des ganzen neuen Maß- und Gewichtssystems. Welche Schwierigkeiten aber mit der Feststellung dieses Maßes verbunden waren, davon kann sich der nicht fachmännische Leser kaum einen zureichenden Begriff machen.

Bekanntlich denkt man sich um die ganze Erde von Norden nach Süden Kreise gezogen, die Meridiane genannt werden, und deren jeder, wie alle anderen Kreise, in 360 Grade eingetheilt wird. Gelingt es, einen solchen Grad zu messen, so läßt sich nach einem einfachen Prinzip der Erdumfang feststellen.

Als erst die Mathematik und noch später die Astronomie in ein System gebracht waren, mußte den Gelehrten außerordentlich viel daran liegen, durch Berechnungen über den Umfang des Erdkörpers Genaueres zu erfahren. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn schon 300 Jahre vor Christi Geburt der griechische Gelehrte Eratosthenes in Alexandria Gradmessungen versuchte, durch welche es ihm gelang, den Erdumfang auf 250,000 griechische Stadien zu ermitteln. Im Jahre 50 v. Chr. versuchte Posidonius eine Gradmessung zwischen Rhodus und Alexandria, und nach seiner ungefähren Schätzung ergaben sich für den Erdumfang 240,000 griechische Stadien. Im Abendlande begann man sich mit diesen Erdmessungen

erst im 16. Jahrhundert zu beschäftigen, und damals gelang es bereits, die Länge eines Meridiangrades auf 56,746 „Toisen" (ein willkürlich angenommenes Maß von nahezu zwei Meter Länge) festzusetzen.

Am Ende des 17. Jahrhunderts unternahm der französische Abbé Piccard dann abermals sehr sorgfältige Messungen verschiedener Meridianbogen und fand die Größe eines Meridiangrades gleich 57,060 Toisen, mithin den Erdumfang gleich 20,541,600 Toisen. Dieses Material benutzte der berühmte Newton, um darauf seine Gravitations-Theorie zu basiren, und mit ihm zusammen machte der Holländer Huygens jene Entdeckungen, welche die ganze astronomische Wissenschaft, die ganzen Begriffe über das System der Erde und ihr Verhältniß zur Sonne und den anderen Planeten umkehrten und bis zum heutigen Tage festsetzten.

Um diese Zeit aber tauchte in der Gelehrtenwelt, und zwar wiederum veranlaßt durch Huygens und Newton, die Theorie auf, daß die Erde keine vollkommen regelmäßige Kugelgestalt habe. Diese Theorie stellte es fast unfehlbar fest, daß die Erde ein Sphäroid sein müsse, d. h. eine an den Polen abgeplattete Kugel. Wollte man nun fortab eine in Wirklichkeit richtige Vermessung auf der Erde ausführen, so mußte zuvor die Richtigkeit jener Theorie und gleichzeitig eine Entscheidung über die Größe der Abplattung der Erde festgestellt werden.

Der französischen Akademie der Wissenschaften gebührt der Ruhm, diese Aufgabe unternommen zu haben, die, wie wir bald sehen werden, von ganz außerordentlicher

Wichtigkeit auch für die Feststellung unserer heutigen Maßeinheit, des Meters, wurde.

Der französische Gelehrte Condamine aber war nicht nur derjenige, welcher den Vorschlag einer praktischen Gradmessung machte, sondern der auch das Riesenwerk der Ausmessung zum größten Theil selbst vollzog.

Karl Maria de la Condamine war am 28. Januar 1701 in Paris geboren und wurde weniger für die Wissenschaft als für den Hof erzogen. Er trat auch, wie das bei allen Adeligen dieser Zeit üblich war, in den Kriegsdienst ein, machte die Belagerung von Roses mit und zeichnete sich dabei durch besondere Tapferkeit aus. Bewunderungswürdiger aber als seine Tapferkeit war sein moralischer Muth, der ihn zwei furchtbare Schicksalsschläge mit großer Gelassenheit tragen ließ, die ihn trafen, als er gerade sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte. Er wurde nämlich von den Blattern befallen und für die Zeit seines Lebens so entstellt, daß er daran denken mußte, ein ziemlich einsames Leben fern von der Gesellschaft zu führen. Zu gleicher Zeit aber verlor er fast sein ganzes Vermögen und war gezwungen, einen anderen Beruf zu ergreifen. Diese beiden Unglücksfälle sind für die Wissenschaft von größter Bedeutung geworden, denn ohne sie wäre Condamine höchst wahrscheinlich nichts anderes als ein Höfling oder ein Kriegsmann geblieben.

Die Reste seines Vermögens verwandte Condamine fortan darauf, mathematische und astronomische Studien mit Feuereifer zu betreiben, und schon mit 28 Jahren begab er sich auf Vermessungsreisen nach Afrika, nach

dem griechischen Archipel, nach Palästina, Kleinasien und der Türkei.

Als er im Jahre 1733 nach Paris zurückkehrte, stand die französische Akademie der Wissenschaften vor der Aufgabe, die Frage der Erdabplattung durch praktische Gradausmessungen zu lösen, und Condamine war es, der den Vorschlag machte, diese Messungen an zwei verschiedenen Punkten der Erdkugel anzustellen, und zwar im Norden und im Süden, und dieselben sich nicht auf einen, sondern stets auf mehrere Grade der Meridiane erstrecken zu lassen. Die Akademie der Wissenschaften genehmigte diesen Plan und nahm auch den Vorschlag Condamine's an, daß eine Expedition von Erdmessern nach Lappland, die andere nach Peru gehen sollte. Die betheiligten Regierungen, in deren Ländern die Messungen stattfinden sollten, gingen auf das Projekt ein, für welches Ludwig XV. trotz der Ebbe im Staatsschatze eine bedeutende Summe zur Verfügung stellte, und im Jahre 1735 reisten die betreffenden Gelehrten nach ihren Bestimmungsorten ab.

Condamine hatte die weitaus schwierigere Aufgabe gewählt, die Gradmessung in Peru vorzunehmen, und schiffte sich im Hafen von Rochelles nach Martinique, begleitet von mehreren Aerzten, Professoren der Naturwissenschaften und Geometern ein.

Die Geschichte dieser Expedition gleicht einem Roman. Sie liefert den Beweis, daß es zu allen Zeiten Männer gegeben hat, die ihr Leben daran setzten, um wissenschaftliche Ergebnisse zu erreichen, deren Werth vielleicht die große Masse erst nach Jahrhunderten einsehen sollte, und

aus denen später die ganze civilisirte Welt Vortheile ziehen konnte.

Das Unternehmen begann nicht glücklich. Auf Martinique wurde Condamine vom Fieber befallen, und fast schien es, als erwarte hier der Tod den Leiter der Expedition. Die Energie aber und der wissenschaftliche Trieb, die in Condamine steckten, ließen ihn auch diese Krankheit überwinden, und kaum war er wieder im Stande, sich von seinem Lager zu erheben, als er sich nach San Domingo und von dort zu Schiffe nach Porto bello begab. Von hier aus ging die Expedition auf dem Landwege bis Panama und von dort per Segelschiff nach Guayaquil an der Westküste von Südamerika.

Es galt nun zuerst die Linie festzustellen, in welcher die Messungen vorgenommen werden sollten, und um möglichst viele günstige Linien aufzufinden, trennten sich hier die Mitglieder der Expedition, um auf verschiedenen Pfaden die dicht am Aequator liegende Stadt Quito zu erreichen. Jeder der Reisenden erhielt einige Träger und Eingeborene als Führer.

Alle kamen auch glücklich und wohlbehalten in Quito an, nur Condamine fehlte. Das Unglück verfolgte ihn schon jetzt, wo er erst die Vorarbeiten begonnen, denn schon am zweiten Tage der Reise durch das Land verließen ihn seine Träger und Führer, weil Condamine den beschwerlichsten aller Wege gewählt hatte. Mit dem Kompaß in der Hand bahnte sich jetzt der Gelehrte allein den Weg durch die Wildniß, nur von Wurzeln und den Früchten des Waldes lebend. Bald mußte er steile Berge

hinaufklettern, bald mit höchster Lebensgefahr durch reißende Gewässer schwimmen. Aber unentwegt verfolgte er die Richtung, die ihm die Magnetnadel angab, und nach acht fürchterlichen Tagen und Nächten erreichte er zwischen großen Klüften einen Pfad, der ihn aus der Wildniß des Waldes an den Fuß eines der gewaltigsten Gebirge der Erde, der Kordilleren, führte. Diese hatte Condamine zu übersteigen, wollte er nach Quito gelangen. Die furchtbaren Strapazen hatten zum Glück die günstige Wirkung für ihn gehabt, besonders in Verbindung mit der schmalen Kost, die Folgen des Fiebers von Martinique vollständig zu beseitigen, und körperlich frisch und hoffnungsfreudig machte sich Condamine an die Uebersteigung des ungeheuren Gebirges. Bald hielten ihn schroffe Felsen, bald die von ihnen herabstürzenden Gewässer auf, deren reißende Fluthen das Hinüberschwimmen nicht erlaubten. Nur mit Hilfe von Lianen, die sich hier und dort zwischen den Bäumen über die Flüsse zogen und so eine Art natürlicher Brücken bildeten, gelang es dem einsamen Reisenden, die Flüsse unter größter Lebensgefahr zu überschreiten. Trotzdem gebrauchte Condamine nicht mehr als sieben Tage, um das Gebirge zu ersteigen, auf dessen Schneegipfel ihn Sturm und Frost mit solcher Heftigkeit überfielen, daß er sich oft selbst für verloren hielt. Der Hinabstieg aber entschädigte ihn für alle Strapazen, denn er führte in das Thal von Quito, eines der gesegnetsten und fruchtbarsten der ganzen Erde.

In Quito fand Condamine seine Genossen von der Expedition, die ihn bereits als todt beklagt hatten. Nur

zwei Tage bedurfte Condamine zu seiner Erholung, dann begann er die Vorarbeiten für die Gradmessungen, welche nicht weniger als zwei Jahre lebensgefährlicher, angestrengter Arbeit in Anspruch nehmen sollten.

Condamine beschloß, als nördlichsten Punkt Cotschesqui unmittelbar unter dem Aequator, als südlichsten den Ort Tarqui, unter dem 3° südl. Br. zu wählen, und nun galt es, erst mechanisch die gerade Entfernung zwischen diesen beiden Orten über Wälder, Gebirge und Thäler hinweg auszumessen und dann die astronomische Revision vorzunehmen. Auf den Eisgipfeln der Kordilleren wurden Signalstangen errichtet, um Visirpunkte für das Messen zu gewinnen und mit den geodätischen Instrumenten von jenen Stellen aus Hilfspunkte für die Festlegung der Linie aufzufinden. Condamine, der durch sein Beispiel die Genossen bei der aufreibenden Arbeit anzufeuern suchte, wählte stets die schwierigsten Theile der Ausmessungen und scheute sich nicht, zu wiederholten Malen in die furchtbaren Eisregionen der Kordilleren hinauf zu steigen, um dort seine Pflicht zu thun; leider aber büßte er dabei seine Gesundheit zum größten Theile ein. Es überraschte ihn nämlich eines Tages auf der Höhe der Kordilleren in seinem kleinen Zelte neben einer Signalstange ein heftiges Schneegestöber, auf welches der Gelehrte nicht vorbereitet war, denn er besaß weder warme Kleidung noch Lebensmittel. Drei Tage lang war er vollständig eingeschneit, und konnte sich nur Trinkwasser dadurch verschaffen, daß er mit einem Brennglase den Schnee, der ihn umgab, schmolz. Condamine verlor in diesen drei

Tagen sein Gehör fast vollständig und erlitt einen Schlaganfall auf der rechten Seite seines Körpers, den indeß seine kräftige Natur wieder überwand.

Nach ungeheuerlichen Anstrengungen waren endlich im August 1739 die Bogen des Meridians geometrisch gemessen und festgestellt, und nun sollten die astronomischen Bestimmungen vorgenommen werden. In diesen zwei Jahren aber waren außer dem persönlichen Unglück, das Condamine betroffen hatte, auch noch andere Unfälle über die Expedition gekommen. Einer der schlimmsten, der sie betraf, war Geldverlegenheit. Diese Geldverlegenheit kam so plötzlich, daß die Bevölkerung gegen die Fremden mißtrauisch wurde und nicht übel Lust hatte, sie gefangen zu setzen, wenn die aus Frankreich erbetenen Summen nicht bald anlangten. Condamine aber eilte nach Lima, und durch geschicktes Unterhandeln nahm er auf seinen Privatkredit von einem dortigem Bankier 80,000 Livres auf, welche das Fortarbeiten der Expedition ermöglichten, bis neue Summen aus Frankreich ankamen.

In dem Augenblicke aber, als die geometrische Messung der drei Meridiangrade fertig war, trat ein Ereigniß ein, welches die ganze Expedition dem Tode zu überliefern schien. Einer der Wundärzte der Expedition hatte ein Verhältniß mit einer schönen Spanierin in Cuenza angeknüpft und gerieth mit dem Sohn des Alkalden jener Stadt deswegen in Händel. Der Spanier dang darauf Meuchelmörder und ließ den Wundarzt während eines Stiergefechtes überfallen und niederstoßen. Die Bewohner von Cuenza waren durch die Kreaturen des Alkalden und

seines Sohnes so gegen die Fremden eingenommen, daß sie den Mord nicht nur ruhig geschehen ließen, sondern auch alle anderen anwesenden Mitglieder der Expedition zu tödten drohten und wohl auch getödtet hätten, wäre es diesen nicht gelungen, sich durch schleunigste Flucht zu retten.

Nur mit äußerster Vorsicht, bis an die Zähne bewaffnet und sich stets zusammen haltend, gelang es der Expedition, ihre wissenschaftlichen Arbeiten weiter fortzusetzen. Was nutzte es, daß Condamine mit gewohnter Energie auf die Bestrafung des Alkalden und seines Sohnes drang, er erreichte nach dreijährigem Prozeß doch nichts Anderes, als daß der Mörder oder vielmehr der Anstifter zum Morde aus seiner Heimathstadt verbannt wurde. Während der ganzen Zeit des Prozesses aber hatten Condamine und seine Genossen die Rache des Verklagten zu fürchten.

Im Jahre 1742 endlich war auch die astronomische Bestimmung der Messungen vollendet, und diese ergaben, daß ein Grad unter dem Aequator 56,753 Toisen betrug, während ein Grad unter dem Polarkreis 57,422 Toisen betrug. Der Polargrad war also um 669 Toisen größer als der Aequatorgrad. Damit war der Beweis geliefert, daß die Erde an den Polen abgeplattet sei.

Die mühevollen Studien und Messungen Condamine's und seiner Genossen von der Expedition gaben der Gelehrtenwelt jetzt das Mittel, Gradabmessungen dadurch mit Sicherheit herzustellen, daß sie das Verhältniß berücksichtigten, in welchem die Meridiangrade wachsen, je

weiter sie nach den Polen zu liegen, und lediglich durch Feststellung dieser Thatsache wurde es möglich, am Ende des 18. Jahrhunderts jene großartige Messung des Pariser Erdmeridian-Quadranten (ein Quadrant ist der vierte Theil des ganzen Kreises) vorzunehmen, dessen zehnmillionster Theil „Meter" genannt und, wie allbekannt, die Maßeinheit für die meisten Nationen Europa's wurde.

Condamine begriff auch sehr wohl die Wichtigkeit seiner Entdeckung und Messungen. Er schlug seiner Regierung vor, zum ewigen Andenken an diese wissenschaftliche That an dem Anfangs- und Endpunkte der Messungen im Norden und Süden je einen Obelisken aufzurichten, in welche in silbernen Büchsen, auf Pergament geschrieben, die Beschreibung und das Resultat der Messungen mit allen Einzelnheiten versenkt werden sollten, damit diese auf keinen Fall der Nachwelt verloren gingen. Die Regierung genehmigte auch die Aufstellung dieser Obelisken, aber wegen der Inschrift, welche dieselben erhalten sollten, gab es für Condamine auf's Neue Umständlichkeiten, Hindernisse und Kränkungen. Die spanische Regierung hatte nämlich zwei Geometer beauftragt, an der Expedition theilzunehmen; dieselben hatten so gut wie nichts geleistet, verlangten aber jetzt, daß in den Inschriften auf den Obelisken ihre Namen vor denjenigen der Franzosen genannt würden. Condamine selbst hätte vielleicht gegen diese Anmaßung der Spanier nichts einzuwenden gehabt, aber die anderen französischen Theilnehmer der Expedition verwahrten sich auf das Energischeste dagegen,

erst hinter den faulen Spaniern genannt zu werden, und so war Condamine gezwungen, sich die beiden eitlen Spanier zu Feinden zu machen und erst um ihretwillen Monate lange diplomatische Verhandlungen mit Spanien und Frankreich zu führen. Die Franzosen behielten Recht, die Namen der beiden Spanier wurden erst hinter denen der Franzosen genannt; die nach ihrer Meinung Zurückgesetzten rächten sich aber dadurch, daß sie durch aufgehetzte Pöbelmassen die beiden Obelisken vollständig zerstören ließen, nachdem dieselben kaum einige Tage gestanden hatten.

Das Unglück, welches Condamine während der Dauer dieser wissenschaftlichen Arbeiten verfolgt hatte, verließ ihn auch nicht, als er den Rückweg einschlug. Er entging nur mit Mühe und Noth dem Dolche eines Meuchelmörders, den jener Alkaldensohn von Cuenza gegen ihn gedungen hatte; er verlor bei einer Floßfahrt, die er zu wissenschaftlichen Zwecken auf dem Amazonenstrom unternahm, nicht nur seine gesammten Instrumente, Gelder und sein Gepäck, sondern auch die ganzen Notizen, die er während der Jahre langen Arbeit aufgesammelt hatte, und aus denen er bei seiner Rückkehr in die Heimath die wichtigsten Arbeiten herzustellen gedachte.

Er kam krank nach Paris zurück, erlitt bald darauf einen erneuten Schlaganfall, der seine rechte Körperhälfte vollständig lähmte, und lebte dann in unerschütterlichem Gleichmuth noch zwanzig Jahre lang, beständig auf dem Krankenbette liegend und kaum einer Bewegung fähig, und doch ununterbrochen für die Wissenschaft arbeitend.

Es folgten dann noch im vorigen Jahrhundert mehrere Gradmessungen, die alle den Zweck im Auge hatten, die Abplattung der Erde auf's Genaueste zu bestimmen.

Die große französische Gradmessung endlich, welche im Jahre 1792 begonnen und im Jahre 1808 vollendet wurde, geschah zur Ermittelung einer Maßeinheit und ergab als zehnmillionsten Theil des Erdmeridian-Quadranten von Paris $443,_{296}$ Pariser Linien, gleich $0,_{5130740}$ Toisen, und diese Länge wurde durch einen in Paris aufbewahrten Platinastab fixirt, von welchem sich die übrigen Staaten ihre „Normalmeter" abgemessen und geholt haben. Die Vorsicht, mit welcher diese Maßabnahmen geschehen, geht so weit, daß man sogar auf die Ausdehnung des Platinastabes durch den Einfluß der Temperatur Rücksicht nimmt. So werden denn die Nachmessungen des Normalmeters für die verschiedenen Staaten, die natürlich ebenfalls auf Platinastäbe übertragen werden, stets nur bei einer Temperatur von 0° vorgenommen.

Die zuletzt angeführte Erdmessung, welche vorgenommen wurde, um das Einheitsmaß, das Meter, festzustellen, war mit einer Genauigkeit durchgeführt worden, wie sie vorher noch bei keiner anderen Messung der Erde angewendet worden war. Man schwor auch auf ihre Unfehlbarkeit, und doch wollte es der Humor der Weltgeschichte, daß auch diese Messung ihren Fehler hatte. Der große deutsche Astronom Bessel, welcher durch seine großartigen Entdeckungen und seine Genialität die Astronomie in ganz neue Bahnen lenkte, stellte nämlich fest, daß der Erdquadrant von Paris in Wirklichkeit nicht

10,000,000 Meter, sondern 10,000,856 Meter Länge habe. Man müßte also eigentlich die Länge des Meters auf 444,334 Pariser Linien annehmen, während es, wie oben angegeben, nur 443,296 Pariser Linien lang ist. Die Differenz, um die es sich handelt, ist aber so gering, daß man trotz jenes Rechenfehlers wohl annehmen kann, daß in Wirklichkeit und im Allgemeinen das Meter das Maß ist, das es repräsentiren soll, nämlich der zehnmillionste Theil des Erdquadranten von Paris.

Welche Anstrengungen und welche Mühen aber aufgewendet werden mußten, um unser heutiges Metermaß festzustellen, haben unsere Leser aus dem Vorstehenden entnehmen können.

Mannigfaltiges.

Napoleon I. als Jäger. — Napoleon war ein miserabler Jäger und Schütze, aber er betrieb trotzdem die Jagd, weil er sie für ein fürstliches Vergnügen hielt und weil es ihm nach der Besteigung des französischen Thrones außerordentlich darauf ankam, wenigstens alle Aeußerlichkeiten eines gekrönten Hauptes zur Schau zu tragen, selbst wenn ihm Unannehmlichkeiten daraus entstanden. Er wollte durch diese Aeußerlichkeiten die große Menge blenden und vergessen machen, daß er nicht ein geborener Herrscher, sondern der Advokatensohn von Korsika war. Daß infolge

dessen die mannigfachsten Scherze auf den Jagden, die der Kaiser veranstaltete, passiren mußten, ist eigentlich selbstverständlich, um so mehr, als Napoleon seinen Vertrauten gegenüber gar kein Hehl daraus machte, wie wenig ihn die ganze Sache interessire. Die Parforcejagd hielt er der Gesundheit für zuträglich, und so galopirte er auch gern hinter einem Hirsch her, d. h. so lange ihn die Sache interessirte und ihn nicht andere Gedanken von der Fährte des Hirsches ablenkten. Eines Tages hetzte er in Fontainebleau einen Hirsch, der so gut lief, daß ihm die Meute mit ihrem Aufsichtspersonal kaum folgen konnte. Der Kaiser mit der ganzen Jagdgesellschaft blieb zurück. Endlich stellte sich der Hirsch auf einer Waldblöße und verkaufte sein Leben theuer. Mit jedem Schlage seines Geweihes tödtete er einen der Hunde, die ihn gestellt hatten. Weder Napoleon noch ein Anderer von der Jagdgesellschaft war zu sehen, und der Oberpiqueur gerieth in Verzweiflung darüber, was er thun sollte. Ließ er den Hirsch noch länger sich vertheidigen, so wurden wohl sämmtliche Hunde getödtet und er hatte schwere Unannehmlichkeiten mit dem Oberjägermeister. Gab er aber dem Hirsch den Fang, um ihn zu tödten, so verging er sich schwer gegen die Jagdetikette, welche erfordert, daß das Wild den Fang durch die höchstgestellte Persönlichkeit erhält, welche an der Jagd theilnimmt, in diesem Falle also durch den Kaiser. Vergebens aber blickte man nach diesem aus. Der Aelteste unter den anwesenden Jagdbeamten konnte endlich das Abschlachten der Hunde nicht mehr länger mit ansehen, er sprang hinzu und bohrte seinen Hirschfänger in das Genick des Hirsches, der sofort zusammenbrach. In demselben Augenblick aber erschien an der Waldecke Napoleon mit seinem Gefolge.

„Um des Himmels willen, was soll jetzt geschehen?“ fragte bestürzt der Oberpiqueur. „Was wird der Kaiser sagen, wenn er den Hirsch bereits abgefangen sieht!“

Aber der älteste Jagdbeamte, welcher dem Hirsch den Fang gegeben hatte, war nicht so leicht zu erschrecken.

„Laßt mich nur gewähren!“ sagte er, und mit kühner Energie stellte er den Hirsch zwischen zwei Bäumen wieder auf, stützte ihn durch einige Zweige auf der Gegenseite und hetzte noch einmal die Hunde gegen ihn an. Als der Kaiser dann in die Nähe gekommen war, eilte ihm der Jäger mit einer geladenen Büchse entgegen, mit welcher der Kaiser dem angeblich gestellten Hirsch den Garaus machen sollte. Der Kaiser ergriff die Büchse, schoß, tödtete den besten Hund, weil er den Hirsch nicht traf, und die Fanfaren, welche das Halali verkündeten, wurden von den Piqueuren geblasen.

„Majestät, der Hirsch ist todt!“ meldete der Oberpiqueur.

„Das weiß ich,“ entgegnete der Kaiser, „ich habe ihn auch zu sicher getroffen!“ —

Ein ähnliches Schießkunststück leistete der Kaiser eines Tages in dem Schlosse Saint-Cloud. Einer der Diener hielt sich zu seinem Vergnügen ein kleines indisches Schweinchen, welches durch irgend einen Zufall aus seinem Stall entlaufen und in das Blumenbeet gerathen war, welches sich vor dem Arbeitszimmer des Kaisers im Garten befand. In rücksichtslosester Weise riß das Schweinchen dort die schönsten und seltensten Blumen aus und verwüstete das ganze Beet. Napoleon wurde zornig und befahl seinem Leibmameluken Roustan, ihm sofort ein Jagdgewehr zu bringen. Er öffnete das Fenster und schoß, während Roustan immer wieder lud, vierzehnmal auf das Schweinchen, bis er es endlich traf. Jetzt wurde Roustan hinausgeschickt, um das Schweinchen zu holen.

„Wie oft habe ich es getroffen?“ fragte Napoleon.

„Einmal, Sire!“ entgegnete Roustan.

„Unmöglich! Ich muß es mindestens sechsmal getroffen haben.“

„Wie Euer Majestät befehlen!“ entgegnete Konstan.

„Ja, ja!“ bemerkte Napoleon darauf, „so ein Thier hat ein merkwürdig zähes Leben!“ mit dieser Bemerkung seine Verlegenheit vor dem Leibmameluken verbergend. —

Bei den Launen, die der Weltherrscher hatte, war es nicht zu verwundern, wenn er hin und wieder auf die Idee kam, daß er als Herrscher auch ein guter Schütze sein müsse, trotzdem er sonst vorsichtig genug war, sich am Schluß von Jagden nicht dadurch lächerlich zu machen, daß er nach der Zahl der von ihm erlegten Stücke frug. Eines Tages hatte er jedoch auf einer großen Treibjagd ziemliches Glück gehabt und zwölf Stück Wild erlegt. Bei Tische sagte der Kaiser fröhlich: „Ich muß heute mindestens hundert Stück erlegt haben. Die Schußliste soll mir sofort nach dem Diner vorgelegt werden!“

Jetzt war guter Rath theuer. Der Kaiser hatte behauptet, er habe hundert Stück geschossen, und so mußten nun auch diese hundert Stück mindestens in der Schußliste stehen. Jerôme Napoleon und Murat eilten daher unmittelbar nach dem Diner zu dem Jagdregistrator und veranlaßten diesen, durch Radirungen in der Schußliste dem Kaiser zweihundertfünfzehn Stück Wild aufzuschreiben, welche natürlich von dem erlegten Wild Jerôme's und Murat's abgezogen werden mußten. Die Liste wurde so dem Kaiser vorgelegt; er schüttelte den Kopf und machte ein unwilliges Gesicht, denn er merkte wohl, daß diese Zahl denn doch eine gar zu schmeichlerische Uebertreibung war, und von dieser Zeit an fragte er nie mehr nach der Schußliste und nach der Zahl des von ihm erlegten Wildes. A. O. Kl.

Der Rennfinger. — Wer das Anhalter Land durchzieht und über die Landstraße zwischen Köthen und Nienburg wandert, der erblickt am Wege ein altes Wirthshaus mit einem seltsamen Schilde. Es sind zwei Hände darauf abgebildet, an deren einer aber der kleine Finger fehlt. Das Wirthshaus heißt daher:

„Der Neunfinger." Die Begebenheit, der dieses Schild seinen Ursprung verdankt, ist folgende:

Vor mehreren Jahrhunderten kam an einem Nachmittag nach langer Wanderung in der Julihitze ein Handwerksbursche in die besagte Herberge, welche damals noch einen Bären im Schilde führte, stärkte sich mit Butterbrod und Bier und legte sich endlich, als der Abend gekommen, auf das ihm bereitete Streulager. Er schlief sanft und fest, bis die Sonne wieder am Himmel stand. Dann erhob er sich, um weiter zu wandern. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er nun in der Absicht, seine Zeche zu zahlen, vergeblich in seinem Ranzen nach dem ledernen Beutelchen suchte, welches seine karge Baarschaft enthielt. Es war verschwunden und er besaß nun keinen Heller mehr, dem Wirth gerecht zu werden. Der arme Teufel klagte dem Letzteren seinen Verlust, allein der Herbergsvater ließ ihn hart an, nannte ihn einen Betrüger und Gaudieb, der ihn um die Zeche prellen wolle, nahm endlich seinen Hut als Pfand für Speise, Trank und Lagerstatt und jagte den Burschen dann aus dem Hause. Traurig pilgerte dieser seines Weges. Die Sonne brannte heiß auf sein unbedecktes Haupt, Durst und Hunger quälten ihn; woher sollte er, mittellos wie er jetzt war, letztere befriedigen, sich einen neuen Hut verschaffen? Da sah er plötzlich in der Ferne Staubwolken aufwirbeln und dann eine stattliche Reiterschaar herantraben, deren Spitze ein reichgekleideter Herr bildete. Derselbe hielt bei dem Gesellen und fragte ihn, weshalb er barhaupt sei. Jener klagte sein Leid und der Fremde rief zürnend: „Du kommst mit mir zum Wirthe zurück; Dein Recht soll Dir werden!"

Der Herbergsvater erschrak nicht wenig, als er seinen so schmählich davongejagten Gast in so vornehmer Gesellschaft wiederkehren sah. Er kannte den feinen Herrn sehr wohl, es war der Fürst Waldemar von Anhalt, ein strenger, gerechter Gebieter. Mit tiefen Bücklingen hieß er ihn willkommen.

„Wo hast Du das diesem Gesellen gestohlene Geld?“ fuhr ihn aber Jener barsch an.

Gezwungen lächelnd entgegnete der Wirth: „Ei, ei, das ist nicht übel! Der Bursche, der mich um die Zeche betrogen, verklagt mich auch noch als Dieb, weil ich seinen schäbigen Hut behielt! Mag er damit und mit der Zeche weiterziehen, hier ist der Filz.“

„Hoho,“ wetterte der Fürst, „Spitzbube Du, so entkommst Du mir nicht! Auf, Ihr Leute, durchsucht das Nest nach dem Beutel!“

Das Gefolge stürzte in das Haus. Mit schlotternden Gliedern und stierem Auge schaute ihm der Wirth nach. Nicht lange dauerte es, da kehrte Einer mit einem kleinen ledernen Geldbeutel zurück.

„Das ist er, das ist mein Beutel!“ rief der Gesell jubelnd.

„Gemach, gemach,“ sagte der Fürst und ergriff den Gegenstand. „Zuerst mußt Du Dein Eigenthumsrecht beweisen.“

„Das kann ich. Es ist ein Henkelthaler darin, den mir meine selige Mutter mit heißen Segenswünschen mit auf die Reise gab; ‚Gott mit Dir, bleib fromm und halte Dich recht‘, lautet seine Inschrift.“

„Es stimmt,“ sagte Fürst Waldemar, „hier ist der Thaler und hier Dein anderes Geld. — Du aber,“ wandte er sich mit rollenden Augen an den Wirth, „Schurke, leugnest Du noch?“

Der Elende stürzte auf die Kniee nieder und bat jämmerlich um Gnade. Er habe sich den Beutel, während der Geselle tief und fest geschlafen, angeeignet. Der Fürst, ein rauher Sohn seiner eisernen Zeit, wollte von keiner Verzeihung wissen. Er ließ den Frevler ergreifen und ihm an der diebischen rechten Hand den kleinen Finger abhauen. Zugleich ließ er das alte Wirthshausschild entfernen und zum Wahrzeichen seiner schnellen Rechtsprechung das neue malen, welches, wie oben bemerkt, noch heute an gedachter Stelle zu sehen ist. L. M.

Wie Beethoven dirigirte. — Als der bekannte Geiger und Komponist Louis Spohr im Jahre 1813 auf einer seiner Kunstreisen in Wien weilte, lernte er daselbst auch Beethoven persönlich kennen, der damals im Zenith seines Ruhmes stand, ohne jedoch jemals aus seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen herausgekommen zu sein. Spohr hatte den vielbewunderten und vielverketzerten Komponisten, dessen schroffes und infolge seiner zunehmenden Taubheit immer abstoßender werdendes Benehmen stadtbekannt war, wiederholt in seiner Wohnung aufgesucht, ohne ihn zu Hause zu treffen. Er hatte fast schon die Hoffnung aufgegeben, den menschenscheuen Meister überhaupt kennen zu lernen, als er ihn eines Tages ganz unerwartet in dem Speisehause traf, wohin Spohr mit seiner Frau jeden Mittag zu gehen pflegte. Beethoven, der gewöhnlich düster und wortkarg vor sich hinstarrte, begrüßte den sich vorstellenden Künstler als Berufs- und Gesinnungsgenossen ungewöhnlich freundlich, und kam von da an öfters in dieses Speisehaus. Wie sehr es Beethoven, der bekanntlich nichts weniger als ein finanzielles Genie war und noch dazu das Unglück hatte, von seiner Umgebung bestohlen zu werden, oft am Nöthigsten fehlte, sollte auch Spohr sehr bald aus erster Hand erfahren. Als der Erstere nämlich mehrere Tage hintereinander in jenem Speisehause nicht erschienen war, fragte Spohr ihn bei der nächsten Gelegenheit sehr harmlos: „Sie waren doch nicht krank?" Worauf prompt die von bitterstem Galgenhumor getränkte Antwort erfolgte: „Ich nicht, meine Stiefel aber, und da ich nur das eine Paar besitze, hatte ich Hausarrest." — Durch ein, von seinen Freunden für ihn im großen Redoutensaale veranstaltetes und von glänzendem Erfolge begleitetes Konzert, in dem die neuesten Kompositionen Beethoven's zur Aufführung kamen, und an dem sich — wie Alles, „was in Wien geigen, blasen und singen konnte" — auch Spohr mit seinem Orchester betheiligte, wurde der unsterbliche Meister, für

die nächste Zeit wenigstens, den drückenden Geldverlegenheiten entrissen. In diesem Konzerte war es nun, wo Spohr seinen berühmten Collegen zum ersten Male dirigiren sah, und darüber in hohem Grade überrascht und betreten war. „Beethoven hatte sich angewöhnt," heißt es in den schriftlichen Aeußerungen Spohr's, „dem Orchester die Ausdruckszeichen durch allerlei sonderbare Körperbewegungen anzudeuten. So oft ein sforzando vorkam, riß er beide Arme, die er vorher auf der Brust kreuzte, mit Vehemenz auseinander. Bei dem piano bückte er sich nieder, und um so tiefer, je schwächer er es wollte. Trat dann ein crescendo ein, so richtete er sich nach und nach wieder auf und sprang beim Eintritte des forte hoch in die Höhe. Auch schrie er manchmal, um das forte noch zu verstärken, mit hinein, ohne es zu wissen." — Auf der Probe schon hatte Spohr nur zu deutlich wahrgenommen, daß der arme taube Meister die leiseren Stellen seiner Musik nicht mehr zu hören vermochte. Besonders auffallend war das gerade durch Beethoven's seltsames Dirigiren, und zwar bei einer Stelle im zweiten Theile des ersten Allegro der wundervollen A-dur-Symphonie hervorgetreten, wo zwei langgezogene Halte gleich nacheinander folgen, deren zweiter pianissimo ist. Beethoven mußte denselben übersehen haben, denn er fing schon wieder zu taktiren an, als das Orchester diesen zweiten Halt noch nicht einmal eingesetzt hatte. Ohne seinen Irrthum zu bemerken, war er daher dem Orchester bereits an zehn Takte vorausgeeilt, als dieses nun auch und zwar pianissimo begann, was Beethoven nach seiner Weise dadurch angedeutet hatte, daß er sich ganz unter dem Pulte verkroch. Erst mit dem folgenden crescendo wuchs er immer mehr wieder unter demselben hervor und als endlich nach seiner Rechnung das forte beginnen mußte, sprang er hoch in die Höhe, nur aber, um sich gleich darauf erschrocken umzusehen und verblüfft das Orchester anzustarren, das immer noch pianissimo spielte.

Zu spät hatte er seinen Irrthum bemerkt und erst, als endlich das längst erwartete forte eintrat und ihm hörbar wurde, fand er sich wieder zurecht. — Das merkwürdigste Ereigniß jedoch, das Beethoven als Orchesterdirigenten charakterisirt, pflegte ein Zeitgenosse desselben, der Kapellmeister v. Seyfried, in engerem Freundeskreise, dem auch Spohr vorübergehend angehörte, zu erzählen. Dieser überaus drastische und tragi-komische Vorfall ereignete sich in Beethoven's letztem Konzerte im Theater an der Wien. Beethoven spielte ein neues Klavierkonzert eigener Komposition. Beim ersten tutti, als das Orchester einsetzte, schien er jedoch bereits vergessen zu haben, daß er Solospieler war, wenigstens fing er an, in seiner exaltirten Weise zu dirigiren. Beim ersten sforzando schleuderte er die Arme so weit auseinander, daß beide Leuchter wie vom Blitz getroffen unter's Klavier flogen. Das Publikum brach in ein unbändiges Gelächter aus, worüber Beethoven so außer sich gerieth, daß er das Orchester aufhören und von vorn beginnen ließ. In der gerechten Besorgniß, daß sich dieser Unfall bei derselben sforzando-Stelle wiederholen werde, hieß Seyfried zwei Chorknaben sich neben Beethoven zu stellen und die gefährdeten Leuchter in die Hand zu nehmen. Arglos trat der eine derselben näher und sah ehrfürchtig mit in die Noten. Kaum aber war das verhängnißvolle sforzando hereinbrochen, so erhielt er von Beethoven mit der ausfahrenden Rechten a tempo eine so kolossale Maulschelle, daß der derart Geohrfeigte vor Schrecken den Leuchter fallen ließ. Zu seinem Glücke war der andere, vorsichtigere Knabe allen Bewegungen des Solisten mit ängstlichen Blicken gefolgt, so daß er durch gewandtes Niederducken dem musikalischen Backenstreiche mit knapper Noth entging. Das Publikum aber, das vorhin nur gelacht, brach jetzt in einen solch' „wahrhaft bacchanalischen Jubel" aus, daß das erste Allegro des Konzerts in dem Tumulte völlig unterging und ungehört verhallte, während Beethoven dermaßen in

Wuth gerathen war, daß er gleich bei den ersten Akkorden des Solo ein halbes Dutzend Saiten zerschlug und sich hernach hoch und theuer verschwor, kein Konzert wieder zu geben. In der That hat Beethoven nach diesem Unfalle nie wieder, weder öffentlich noch in Privatgesellschaften, gespielt. Alfred Stelzner.

Wie man in Amerika die Indianer civilisirt. — Auf den sogenannten Reservationen, d. h. Ländereien, welche ausschließlich Indianern überlassen sind, befinden sich Agenturen, die namentlich dazu dienen, an die Rothhäute dasjenige zu verabfolgen, was das Gouvernement sich verpflichtet hat, ihnen für die Aufgebung ihrer ehemaligen Wohnsitze zu geben. So existirt z. B. zu Korebad im Staate Nebraska eine derartige Agentur die einer aus 8200 Köpfen bestehenden Indianerbevölkerung zugetheilt ist. Es leben dort die gemischten Stämme der „Boule Sioux“ in ihrem umfangreichen Territorium. Sämmtliche Lebensmittel werden diesen Nichtsthuern von der Regierung geliefert, unter Anderem muß selbige alle 10 Tage für 276 Stück Rindvieh Sorge tragen, um den nothwendigen Bedarf an Fleischrationen zu decken.

Auf welche Weise findet nun aber die Vertheilung des Fleisches an besagtem Orte statt? 500 rothhäutige Krieger, mit Winchesterbüchsen und den besten Revolvern bewaffnet, erscheinen, um die Rinder zu tödten. Ein alter, in diesem Geschäfte geübter kupferfarbiger Krieger stellt sich an den Eingang der Umfriedigung, und so oft die Pforte geöffnet wird, um ein Thier herauszulassen, versetzt er diesem mit einem steinernen Hammer einen wuchtigen Hieb auf die Schwanzwurzel, um es zum Laufen anzuspornen. Das arme Thier, betäubt vor Schmerz, läuft davon und somit nimmt der eigentliche Sport seinen Anfang. Erst schießt ein Indianer dem Thier ein Horn weg, dann jagt ein Anderer ihm eine Kugel in's Bein, ein Dritter zerschmettert ihm eine Rippe u. s. w. So langsam wie möglich, damit der

Sport nur ja recht lange dauert, wird das bedauernswerthe Thier in dieser Weise zu Tode gequält. Das ist die Art und Weise, wie die Regierung der vereinigten Staaten, wenigstens auf dieser Station, Fleischrationen an die Indianer auszutheilen für gut findet. Sie reizt die Wilden auf zu barbarischen Greueln und gibt den jungen Kriegern Gelegenheit, sich im Reiten und Schießen zu üben, damit sie möglichst gut vorbereitet sind, falls es diesem oder jenem Stamme einfällt, sich den Bundestruppen feindlich gegenüber zu stellen. Solche Grausamkeiten finden unter den Augen von Regierungsbeamten statt, die jedenfalls eine ganz besondere Idee von dem haben müssen, was man Civilisation nennt, übrigens nicht versäumen, dabei ihre Taschen zu füllen und sowohl die Regierung als die Indianer auf das Schamloseste zu betrügen. O. v. Briesen.

Drei Parthien Schach. — Wer die jetzt so billige und bequeme Gelegenheit, das Wunderland Italien, den „Garten Europa's", wie es der alte Seume nennt, zu sehen, benutzen will, der sollte es nicht versäumen, auch der einst meerbeherrschenden Terrassenstadt Genua einen Besuch zu machen. Er wird dann sicher auch die prächtige Strada Balbi entlang wandern und seine Blicke durch einen der herrlichsten Paläste gefesselt fühlen. „Das Kasino!" berichtet der Cicerone auf die Frage des Reisenden, und er hat recht, es ist jetzt ein Gesellschaftshaus. Früher aber, zu den stolzesten Zeiten der Republik, war dieses Gebäude der Palast Lercaro, einer der vornehmsten und einflußreichsten Familien Genua's. Es war zur Zeit des großen Dogen Andrea Doria, als der Bey von Trapezunt in Genua eintraf, um im Auftrage der Türkei einen zwischen dieser und der Republik schwebenden Streit zu schlichten. Er wurde von dem Dogen mit aller Auszeichnung behandelt und ihm eine Wohnung in dessen Palast zur Verfügung gestellt. Eines Abends hatte der Doge seinem Gaste zu Ehren eine größere Festlichkeit veranstaltet, zu der auch

die Familie Lercaro, welche mit den Dorias verwandt war, eingeladen wurde. Ein Sohn der Letzteren war trotz seiner Jugend — er zählte erst vierzehn Jahre — ein ausgezeichneter Schachspieler, und als der Bey davon hörte, lud er ihn zu einer Parthie ein. Mit beleidigender Herablassung behandelte der Muselmann den Knaben, den er für keinen ebenbürtigen Gegner hielt, und als dieser die erste Parthie gewann, erlaubte er sich verletzende Scherze. Der junge Lercaro gewann auch die zweite Parthie, was den Bey noch mehr erbitterte, als Letzterer aber auch zum dritten Male matt wurde, ließ er sich hinreißen, dem Jüngling einen Schlag in's Gesicht zu versetzen.

„Obgleich ich Euch nicht zu jung war, um mit mir zu spielen so werdet Ihr mir doch wahrscheinlich die nöthige Genugthuung für diese Beleidigung verweigern," sagte der Knabe glühenden Antlitzes, „aber sobald ich ein Mann geworden bin, sehen wir uns wieder, verlaßt Euch darauf!" Damit verließ er die Gesellschaft.

Sobald der junge Lercaro zwanzig Jahre alt geworden und in den Besitz seines Vermögens gekommen war, rüstete er dreißig Schiffe aus und segelte nach dem schwarzen Meere, die Küsten Trapezunts blockirend. Kein türkisches Schiff war mehr sicher, Lercaro nahm die Mannschaft gefangen und bohrte die Schiffe in den Grund. Von Zeit zu Zeit sandte er dann seinem Gegner ein Fäßchen mit Türkenohren. Endlich rief der Trapezunter, den lauten Klagen und Beschwerden seiner Unterthanen nachgebend, die Vermittelung des Sultans an, und dieser lud beide Parteien nach Konstantinopel ein. Die Entscheidung war seltsam genug: dem Beleidigten wurde das Recht zuerkannt, seinem Gegner die Ohrfeige mit Zinsen zurückzugeben, d. h. er durfte ihm auf jede Wange einen Schlag verabreichen. Lercaro aber verzichtete großmüthig auf dieses Recht und begnügte sich mit der demüthigen Abbitte des Besiegten. — Jetzt zeugt von dem einstigen Glanze

des Geschlechts, das es sogar wagen durfte, auf eigene Faust Krieg zu führen, nur noch der Palast zu Genua; die Gebeine der Angehörigen dieser Familie aber modern in der Erbgruft, und längst ist auch der letzte Sproß derselben zu seinen Vätern versammelt worden. M. L.

Das Symbol der Braut. — Wenn das junge Mädchen sich den Myrtenkranz auf's Haupt drückt und am Arme des Geliebten zum Altar tritt, um den Bund für's Leben zu schließen, so thut sie das, weil die Myrte einen wesentlichen Bestandtheil des bräutlichen Schmuckes bildet und sie damit einer alten schönen Sitte huldigt. Aber die Wenigsten kennen wohl die hohe Bedeutung, die poetische Symbolik, welche im Brautkranze liegt, und selten wird sich ein Mädchen die Frage vorgelegt haben, welcher Sinn dem grünen Laubgewinde innewohnt. Die Myrte war eine Lieblingspflanze der Alten und der Venus geweiht. Der Sage nach kommt der Name von Myrsine her, einer Athenerin, welche, obgleich von Minerva begünstigt, doch die Liebe über die Weisheit siegen ließ und zur Strafe dafür von ihrer beleidigten Gebieterin in ein Myrtenbäumchen verwandelt wurde, weshalb Venus sie herzlich bedauerte. Letztere Göttin selbst schmückte sich das Haupt mit Myrtenzweigen, und in Griechenland wurde sie unter dem Namen Myrtilla verehrt. Plinius sagt, daß die Römer und Sabiner, als sie sich versöhnt hatten, ihre Waffen unter einem Myrtenbaume niederlegten und mit seinen Aesten sich von ihrer Schuld reinigten. Die Senatoren von Athen trugen Myrtenkränze zum Zeichen ihrer Würde, und die als Sieger heimkehrenden Krieger flochten Myrten in den Lorbeer ein. Die Myrte, als der Göttin der Liebe geweiht, war den Alten das Symbol der geistigen, sittlichen Liebe, die das Grab überdauert, denn auch als Sinnbild der Unsterblichkeit galt diese immergrüne Pflanze. In diesem Sinne verwendeten die alten Egypter auch die Blätter derselben zur Einbalsamirung ihrer Todten. Was uns

Cypresse und Lebensbaum ist, die unsere Friedhöfe zieren, das war den Alten die Myrte, die sie auf ihre Gräber pflanzten. Ringförmige Kränze galten als das Zeichen der Unterwerfung unter die Götter, und deshalb huldigten die Griechen und Römer des Alterthums ihnen durch Kranzspenden. Das Christenthum nahm diese Idee in sich auf, gab ihr aber eine andere Deutung; durch dasselbe wurde der Myrtenkranz zum Symbol der sich unterordnenden Liebe und Anerkennung des Mannes als des Weibes Herr. Die Braut mag sich also in diesem Sinne getrost die Locken mit dem grünen Schmuck zieren: wahre Liebe wird ja gern und willig hingebend entsagen! M. L.

Der Wandsbecker Bote. — Matthias Claudius, genannt „der Wandsbecker Bote" (nach der Zeitung, welche dieser beliebte Volksschriftsteller 1770 bis 1775 in Wandsbeck bei Hamburg herausgab), wurde vielfach von zudringlichen Huldigungen, neugierigen Anekdotensammlern u. s. w. belästigt, welche — womöglich mit Schreibtafeln und Bleistift ausgerüstet — ihn überfielen. Als einst auch so ein literarischer Reisender bei ihm vorsprach, von dem er sicher wußte, daß es ihm nur darum zu thun war, Notizen für die Druckerpresse zu sammeln, empfing er ihn nur mit einer ganz stummen Verbeugung. Alsdann lud er den Fremden, ebenso schweigend, durch einen Wink zu einem Spaziergang auf der Wiese ein, wo eine Kuh einsam weidete. Dort griff Claudius — immer noch schweigsam wie ein Karthäuser — nach seiner Nachtmütze und befreite mit Hilfe derselben das nützliche Hausthier von den lästigen Stechfliegen, die es bedeckten und arg plagten. Hierauf erfolgte eine zweite stumme Verbeugung, worauf der ungebetene Gast — des Pudels Kern: d. h. die Bedeutung dieses Auftrittes merkend — sich mit unverkennbarer Verlegenheit empfahl. „Je nun," meinte Claudius, „Thaten sind mehr als Worte, und ich meine, diese heroische Scene wird sich im Drucke nicht ganz übel ausnehmen!" — Sehr

drastisch war auch die Scene des Zusammentreffens von Claudius mit der damals berühmten Frau Händel-Schütz (Schauspielerin und mimische Künstlerin), welche mehrere Male bei ihm vorfuhr, um seine Bekanntschaft zu machen. Als sie immer wieder kam, trat Matthias Claudius eines Tages mit abgenommener Nachtmütze selbst an den Kutschenschlag, indem er höchst ernsthaft versicherte: „Herr Claudius sei nicht zu Hause!" K. R.

Ober-Oesterreicher in den Karpathen. — Im Herzen des karpathischen Waldgebirges, dicht am Fuße jener unwirthlichen, unbewohnten Gebirgsmasse, welche Ungarn von Galizien scheidet, liegen unbeachtet und in Westeuropa völlig unbekannt zwei Ortschaften, deren Bewohner echte Ober-Oesterreicher sind. Ihre Vorfahren wanderten vor einem Jahrhundert, dem Rufe der Regierung folgend, aus der Gegend von Gmunden ein und haben hier ihr angestammtes Volksthum rein bewahrt. Das Einzige, was den Leuten Kummer bereitet, ist — die Trauung, denn sie sind bereits sämmtlich mit einander verschwägert, so daß ihr Pfarrer vor jeder Trauung um Dispens nachsuchen muß. Sind ja doch im Ganzen nur zehn verschiedene Familien vorhanden, deren Namen sind: Hoffer, Ziller, Reis, Pilz, Zauner, Holzberger, Plakinger, Preinesberger, Reißenbüchler und Zeppezauer. Beide Ortschaften aber, die sie bewohnen, Königsfeld und Deutsch-Mokra, besitzen etwas mehr als tausend Einwohner.

R. Bergner.

Ein allegorischer Thierkampf. — Am 24. November 1662 veranstaltete der Günstling Karl's XI. von Schweden, Baron Axel Wachtmeister, zu Ehren des Geburtstages Seiner Majestät auf dem Heumarkte zu Stockholm einen großen Thierkampf. Er hatte zu diesem Behufe auf eigene Kosten einen Cirkus erbauen und eine Anzahl der wildesten Bestien aus der nördlichen und südlichen Zone herbeischaffen lassen. Nachdem der Hof sowie eine große Anzahl vornehmer fremder Zuschauer Platz genommen,

trat ein Herold vor und kündigte an, daß der besagte Thierkampf zugleich eine höhere allegorische Bedeutung habe, insofern, als er zeigen solle, wie der gothische Löwe alle seine Feinde besiege. Auf einen Trompetenstoß öffneten sich dann zwei Thüren, durch die ein mächtiger nubischer Löwe sowie eine Büffelkuh in die Arena schritten. Die Kuh blickte das Raubthier ängstlich an; als sie es aber zittern sah, wahrscheinlich infolge der herrschenden Kälte, faßte sie Muth, eilte auf dasselbe zu und jagte es von einem Ende der Bahn zur anderen. Die Zuschauer brachen in ein lautes Gelächter aus, nur Baron Wachtmeister war außer sich vor Aerger, zumal er den Unwillen des Königs gewahrte. Er winkte, ein neuer Trompetenstoß erscholl, und durch eine dritte Thür erschien ein Büffelochse. Derselbe besann sich nicht lange, sondern stürzte sich sofort auf den Löwen, nahm ihn auf seine Hörner und schleuderte ihn in die Luft, was bei den vielen Gegnern Wachtmeister's ein neues brüllendes Gelächter hervorrief.

„Baron Axel," sagte der König sehr unzufrieden, „Ihr habt da den feigsten und miserabelsten Löwen, den es auf der ganzen Erde gibt, zur Stelle geschafft, und den laßt Ihr die edlen Gothen vorstellen!"

„Mein allergnädigster Herr," entschuldigte sich Wachtmeister, „das Thier ist ganz gut; ich bin nur so dumm gewesen, außer Acht zu lassen, daß die Kälte es feige macht. Ich werde indessen meinen Fehler gleich verbessern."

Er winkte den Herold heran und gab ihm neue Befehle, worauf das Büffelpaar, welches den armen Löwen fort und fort bedrängte, aus der Bahn hinausgetrieben wurde. Dann trat der Herold wieder vor und erklärte laut, daß er seine früheren Worte zurücknehme; der Löwe stelle die Prahlerei und Feigheit des Südens vor, der gleich erscheinende Bär aber die nordische Heldenkraft. — Alsdann wieder ein Trompetenstoß, worauf ein mächtiger Bär in die Arena gelassen wurde. Bei dem sich jetzt



entspinnenden Kampfe kam der Norden anfangs besser fort. Der Bär fiel über den Löwen her und begann ihm mit Maul und Tatze die Mähne etwas unsanft zu frisiren. Hierdurch zur äußersten Wuth gereizt, that aber der Löwe, der mittlerweile auch etwas warm geworden war, einen mächtigen Sprung, schleuderte seinen Feind beiseite und versetzte ihm dann mit der Tatze einen so gewaltigen Schlag, daß Meister Petz erschrocken über die Schranken kletterte und in einen auf der anderen Seite zum Schutze der Zuschauer angebrachten großen Graben purzelte.

Man kann sich das neue tobende Gelächter von Wachtmeister's Widersachern vorstellen.

Der König aber erhob sich auf's Höchste entrüstet und bemerkte scharf: „Laßt es jetzt genug sein, Baron Axel, befaßt Euch in der Folge nicht wieder mit derartigen Veranstaltungen, am wenigsten in allegorischem Sinne, denn das scheint nun einmal nicht Eure Sache zu sein." L. M.

Ein inhaltsreiches Schreiben. — Der bekannte Humorist Lichtenberg besuchte einst einen Freund, den er damit beschäftigt fand, einen Brief an seine bei ihren Eltern weilende Frau zu schreiben. Der Gatte klagte ihm, daß er aus langer Weile eben einen Brief an seine Frau verfassen wolle, daß er aber gar nicht wisse, was er schreiben solle, da er seiner Frau nichts Interessantes zu melden habe. — „Dann," sagte Lichtenberg, „werde ich Dir einen passenden Brief diktiren. — Schreibe also: ‚Liebe Frau, ich schreibe Dir, weil ich nichts zu thun habe, und schließe meinen Brief, weil ich nichts zu schreiben habe.' — Punktum!" Kl.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

